



Beatrice Glasgow

DIE REISE NACH
ALYGRIA

Roman



LESEPROBE

Flucht durch die Bäume

Es war ein langer Spaziergang, den Andrea an diesem Nachmittag unternahm. Als sie schließlich wieder auf das Haus am Ende der Welt zukam, war die Dämmerung nicht mehr weit. *Teezeit*, dachte Andrea, verspürte nach der enttäuschenden Unterhaltung mit Gabriel aber wenig Lust, mit ihm und Lucille zu sprechen.

Doch als sie die Diele betrat, kam ihr Gabriel bereits entgegen. Andrea sah auf den ersten Blick, dass er aufgeregt war. Sein übliches Grinsen war verschwunden, die Locken tanzten so wild um sein Gesicht, als hätte er sie sich gerade erst gerauft.

»Andrea! Endlich! Bitte sag mir, dass du Lucille gesehen hast!« Als sie den Kopf schüttelte, stöhnte er frustriert auf.

Sein besorgter Blick ließ Andrea alle Reserviertheit vergessen. Vorsichtig legte sie ihm eine Hand auf den Arm. »Gabriel, was ist denn los? Was ist passiert?«

Er zögerte kurz, blickte ihr dann aber gequält in die Augen. »Ich bin vorhin sofort zu Lucille gegangen, um ihr zu sagen, dass du Wichtiges mit uns zu besprechen hast. Sie hat versprochen, Tee zu machen, sobald du zurück wärst. Ich bin dann nach oben gegangen. Und als ich gerade zurückgekommen bin, war sie weg. Ich habe schon überall nach ihr gesucht. Aber sie scheint verschwunden zu sein.«

Bevor Andrea etwas Beruhigendes antworten konnte, kam Molly Flanham aus der Küche geschlichen. Die kleine Katze war sichtlich verängstigt. Die Augen unter der rosa Wollhaube waren geweitet, das Fell gesträubt.

»Hey Kleine, was ist denn mit dir passiert?« Andrea ging in die Hocke und hielt der Katze die Hand hin.

»Ich glaube, sie möchte uns etwas zeigen!« Als hätte sie Gabriels Worte verstanden, miaute Molly Flanham und tappte zurück Richtung Küche. An der Tür wandte sie sich abermals um und warf den beiden einen eindringlichen Blick zu.

Als sie die Küche betraten, schien alles normal. Einzig der kalte Teekessel und ein nicht ausgeräumter Wäschekorb auf der Arbeitsplatte zeigten, dass Lucille ihrer Routine nicht wie sonst nachgekommen war.

»Mauuu!« Molly Flanhams langgezogenes Miauen klang wie eine Aufforderung. Augenblicklich richteten Gabriel und Andrea ihre Aufmerksamkeit auf sie und beobachteten, wie sie sich vor die Geschirrkommode hockte und angespannt darunter

starrte. Die beiden ließen sich auf die Knie hinab. Gabriel, der der Kommode am nächsten war, beugte sich vor und spähte angespannt unter das Möbelstück. Plötzlich sog er scharf die Luft ein. Er langte unter die Kommode und zog etwas darunter hervor. Bei dessen Anblick meinte Andrea für einen Augenblick, der Boden würde ihr unter den Füßen weggezogen. Es war ein blitzförmiger Kristall.

»Nein!«, stießen beide gleichzeitig hervor. Ihre Blicke trafen sich und sie erkannten, dass der andere solch einen Kristall nicht das erste Mal zu sehen bekam. Tausend Fragen lagen für die Bruchteile von Sekunden in der Luft.

Dann aber wandte sich Gabriel an Molly Flanham: »Molly, was ist passiert? Warum liegt der Kristall noch hier?« Dass er sich mit seinen Fragen an eine Katze wandte, erschien Andrea mit einem Mal gar nicht mehr merkwürdig.

Molly Flanham knurrte kehlig, machte einen Buckel und sträubte ihr Fell, bis sie fast ihren doppelten Körperumfang erreicht hatte.

»Ich verstehe. Du hast es ihm gezeigt?«

Wie zur Bestätigung ließ Molly Flanham augenblicklich das Knurren verstummen und maunzte kurz.

»Gut gemacht! Du weißt, was zu tun ist. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Andrea und ich suchen draußen!«

Molly Flanham rannte los, stieß dabei die Tür zum Nähzimmer weit auf, sprang auf die Fensterbank hinter dem Spinnrad und fing wie wild an zu spinnen. Fasziniert starrte Andrea sie an. Da spürte sie eine Hand um ihren Arm, die sie in die Höhe zog.

»Wir müssen los, Andrea! Raus, ich glaube, Lucille ist da draußen! Keine Sorge, ich erkläre dir alles später!«

Andrea ließ sich mitziehen, durch die Diele und die Treppen vor dem Hauseingang hinunter. Auf dem Hof kamen ihnen munter schwatzend Kathleen und Ruth entgegen.

»Mädchen! Habt ihr Lucille gesehen? Oder... Oder Wilkins?« Erstaunt blickten sie den sichtlich aufgewühlten Gabriel an.

»Wilkins ist hier vorbeigekommen, vor ein paar Minuten. Mit seiner Schubkarre und einer Decke darauf. Er hatte es sehr eilig, was ulkig aussah«, berichtete Kathleen.

»In welche Richtung ist er gegangen?« Gabriels offensichtliche Bestürzung wischte die Heiterkeit aus Kathleens und Ruths Mienen. Stumm deuteten sie auf die große Wiese hinter dem Haus.

»Schnell! Wir müssen hinterher! Ihr kommt alle mit!«

Andrea wollte protestieren. Ihr wäre es lieber gewesen, die Mädchen im Haus zu wissen. Doch Gabriel, der sich bereits wieder in Trab gesetzt hatte, drehte sich im

Laufen zu ihr um. »Es ist sicherer, wenn die Mädchen bei uns bleiben, Andrea! Kommt schon!«

Kurz entschlossen nahm Andrea Kathleen und Ruth an die Hände und gemeinsam liefen sie Gabriel nach. Schon bald entdeckten sie zwei schmale Reifenspuren, die das lange feuchte Gras zu Rillen niedergedrückt hatten. Sie folgten ihnen bis zum Rande des Wäldchens, nur ihr Keuchen im Ohr. Als sie die ersten Bäume erreichten, blieb Gabriel stehen. Hektisch suchte sein Blick den Waldboden zwischen den Baumstämmen ab, auf der Suche nach den Spuren. Da ließ sie ein Knacken auffahren. Zwischen den Bäumen trat Jack hervor, der sie mit hochgezogenen Augenbrauen musterte.

»Was ist denn mit euch los? Sucht ihr Ostereier?«

»Jack, hast du Wilkins gesehen?«

»Ja, der ist gerade an mir vorbeigekommen. Hinter dem Wald. Er hat mich nicht gesehen, war viel zu sehr damit beschäftigt, mit seiner Schubkarre einen Marathonlauf hinzulegen. Verrückter Typ!«, schnaubte Jack. »Hey, was ist denn mit euch los? Macht ihr alle ein Wettrennen?« Verwirrt blickte er den anderen nach, die sich im Laufschrift entfernten.

»Komm mit!« Gabriels Ton ließ Jack ihnen ohne zu zögern folgen.

Bald erreichten sie die offene Ebene. Sie konnten Wilkins nicht sehen, entdeckten aber die Reifenspuren wieder und rannten ihnen in Richtung der Hügel nach.

»Gabriel, glaubst du, dass Wilkins etwas mit Lucilles Verschwinden zu tun hat?«, unterbrach Andrea das Schweigen.

»Ja. Leider kommt nur er in Frage. Ich könnte mich ohrfeigen. Darauf hätte ich schon früher kommen müssen!«

Andrea kam nicht mehr dazu, etwas zu erwidern. Sie waren den Spuren um einen Hügel herum gefolgt. Auf der anderen Seite erkannte sie, dass es derjenige war, von dem aus sie am vorigen Tag Ausschau gehalten hatte. Denn vor ihnen lag unverkennbar der Feenhügel. Und an seinem Wall lag die umgekippte Schubkarre, eine Decke achtlos daneben im Gras.

»Oh nein! Schnell!« Gabriel sprintete los und Andrea setzte hinterher.

Am Wall zogen sie sich gleichzeitig hoch. Und erblickten oben angekommen Wilkins, der durch den Ring eilte. Auf den Armen trug er Lucille Mackintosh. Ihre Glieder und ihr Kopf hingen seltsam schlaff herab und sie regte sich nicht.

»Tante Lucille!« – »Wilkins! Lassen Sie sie sofort runter!« Andreas und Gabriels Rufe durchbrachen gleichzeitig die unnatürliche Stille des Walls.

Wilkins erstarrte und drehte sich langsam um. Ein hämisches Grinsen verzerrte sein Gesicht. Betont langsam tat er einen Schritt rückwärts.

»Nein!« Gabriel sprang von ihrer Seite des Walls und rannte los.

Doch es war zu spät. Schon hatte Wilkins die gegenüberliegende Seite erreicht. Plötzlich verschwammen seine Konturen, schienen sich wabernd aufzulösen. Dann war er verschwunden, und Lucille Mackintosh mit ihm.

Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen. Andrea nahm alles um sich herum überdeutlich wahr, als wären ihre Sinne geschärft. Ihr Herzschlag dröhnte in ihren Ohren, sein Klang schien die gesamte kreisförmige Einfassung um sie herum auszufüllen. Wie in Zeitlupe sah sie Gabriels Schultern sich bei jedem Atemzug heben und senken. Er schien zwei Schritte vor ihr gleichermaßen erstarrt zu sein.

Dann war der Bann gebrochen. Wie magisch angezogen, bewegte Andrea sich vorwärts, an Gabriel vorbei, auf die gegenüberliegende Seite des Feenhügels zu.

»Nein.« Gabriels Arm schnellte vor und er packte sie am Ellbogen, hielt sie fest.

»Aber, Tante Lucille! Wir müssen ihr helfen!« Verwirrt blickte Andrea sich nach ihm um – und sah die Resignation in seinem Gesicht.

»Es ist zu spät, Andrea. Und wir dürfen nicht zur anderen Seite des Hügels gehen. Ich weiß nicht, was passieren könnte.«

Sein eindringlicher Ton holte Andrea aus ihrer Benommenheit. Über Gabriels Schulter hinweg fiel ihr Blick auf die Kinder, die auf dem Wall standen und mit dunklen Augen zu ihnen herüberstarrten.

»Gabriel, ich verstehe nicht! Was ist passiert? Wohin sind sie verschwunden? Ich hatte für einen Augenblick das Gefühl, als könnte ich nicht richtig gucken. Und als ich geblinzelt habe, waren sie plötzlich weg!«

»Ja. Das sind sie. Sie sind weg. Und es gibt nichts, was wir hier jetzt noch tun können. Wir sollten zurück zum Haus.« Gabriel, der sah, dass Andrea Einwände erheben wollte, schüttelte den Kopf. »Dort ist es sicherer. Ich werde dir dort alles erklären, was ich weiß. Versprochen!« Andrea spürte, dass er recht hatte. Da sie die Kinder in größtmöglicher Sicherheit wissen wollte, nickte sie schließlich knapp und lief mit Gabriel zu ihnen zurück.

»Ann! Was ist passiert?« Kathleen warf sich in ihre Arme.

»Ich weiß es nicht, Krümel. Gabriel hat versprochen, alles zu erklären. Aber wir müssen erst zurück zum Haus. Das ist wichtig!« Eingeschüchtert nickten die Kinder. Wieder verfielen alle in einen Laufschrift, bestrebt, von dem unheimlich gewordenen Feenhügel wegzukommen.

Sobald sie die Diele betraten, verriegelte Gabriel die Haustür. Es war das erste Mal seit Andreas und Kathleens Ankunft, dass die Tür abgeschlossen wurde. Molly Flanham kam die Treppe hinab auf sie zugelaufen.

»Molly! Wilkins hat Lucille entführt!« Auf Gabriels Worte hin ließ sich Molly Flanham auf ihre Hinterläufe plumpsen und starrte ihn aus weit aufgerissenen Augen an.

»Ich weiß. Es war im Feenhügel. Darauf sind wir nicht gekommen. Du musst die Nachricht sofort weitergeben.« Molly Flanham wollte sich in Bewegung setzen, aber Gabriel hielt sie noch einmal zurück: »Meinst du, das Haus ist sicher?«

»Maruu.« Molly Flanham kniff kurz die Augen zusammen und warf einen Blick die Treppe hinauf.

»Gut, du hast also schon alles abgesucht. Ich glaube auch nicht, dass sie wiederkommen. Sie scheinen zu haben, was sie wollten.«

»Mau.« Molly Flanham klang zustimmend. Sie rannte los und nur wenige Augenblicke später war in der Diele das Surren des Spinnrads zu vernehmen.

»Wir gehen in die Küche. Ihr braucht einen Tee.«

Widerspruchlos folgten die Kinder Gabriel. Einzig Andrea zögerte. »Gabriel, wir müssen die Polizei rufen! Und das so schnell wie möglich, schließlich hat Wilkins Tante Lucille gerade erst entführt!«

Doch in Gabriels Augen konnte sie die Antwort lesen, noch bevor er sachte den Kopf schüttelte. »Es tut mir leid, Andrea. Das hat absolut keinen Sinn. Und ich glaube, das weißt du auch, oder?«

Andrea dachte an den Kristall. An Wilkins mit Lucille auf den Armen, die sich vor ihnen aufzulösen schienen. Ja, sie wusste, dass Gabriel recht hatte.

Sie saßen in der Küche um den Esstisch. In seiner Mitte stand eine dampfende Teekanne, die Andrea in aller Eile aufgesetzt hatte. Alle Augen richteten sich auf Gabriel. Es war still bis auf das regelmäßige Klackern von Molly Flanhams Spinnrad.

Endlich räusperte er sich. »Ich weiß gar nicht, wo ich beginnen soll. Es ist schrecklich, dass ihr das miterleben musstet. Keiner von uns hat geahnt, dass Wilkins Böses im Schilde führt. Soweit ich weiß, ist er schon jahrelang bei Lucille gewesen.« Er seufzte. »Aber heute haben wir alle gesehen, welcher Natur er wirklich ist. Und ihr habt miterlebt, dass er und Lucille nicht auf normale Weise verschwunden sind. Deswegen hat es keinen Sinn, die Polizei zu rufen. Aber ich denke, ich darf euch deswegen einige Erklärungen geben ... soweit ich es vermag.« Noch einmal seufzte er und blickte in die aufgewühlten Gesichter seiner Zuhörer. »Nun, es ist kein Zufall, dass ihr hier seid. Zumindest bei euch nicht, Jack und Ruth. Aber langsam frage ich mich, ob es bei euch Schwestern nicht auch so ist.«

Andrea griff unwillkürlich nach Kathleens Hand, die sich schutzsuchend in ihre schmiegte.

»Lucille hat ... Nun, sie wurde aufgefordert, Ruth und Jack zu sich zu holen. Warum, weiß ich nicht, auch nicht, ob Lucille es wusste. Aber das spielt auch keine Rolle. Wir haben alles, was dafür nötig war, getan.

Ihr, Andrea und Kathleen, seid auf Vorkehrungen eurer Eltern hin zu Lucille geschickt worden. Und auch das ist kaum ein Zufall. Denn Lucille ist nicht nur Joanas Patin, sondern hat auch eine andere Aufgabe, die sie zu einer besonders starken Schutzperson macht. Sie ist die Hüterin der Pforten.«

Gabriel hielt inne. Seine Worte hallten in der Stille der Küche nach. Andrea wusste nicht, welche Wirkung sie auf die anderen hatten. Sie selbst aber war wie elektrisiert.

Endlich fuhr Gabriel fort, sichtlich um Worte ringend. »Meine Güte, ist das schwer zu erklären. Ich hätte nicht im Traum gedacht, dass ausgerechnet ich euch alles erzählen müsste. Nun ... Die Pforten, die Lucille hütet, sind die Pforten zu einer anderen Welt. Zu Alygria. Doch diese Pforten können nicht ohne Weiteres passiert werden. Deswegen wird Wilkins Lucille zu einem anderen Portal gebracht haben, zu einem, von dem wir bislang nichts wussten.« Die letzten Erklärungen sprudelten aus Gabriel heraus, als befürchtete er, unterbrochen zu werden.

Andrea runzelte die Stirn. Zu fantastisch erschien ihr, was sie gerade gehört hatte. Und doch hatte sich bei dem Namen »Alygria« eine feine Gänsehaut auf ihren Unterarmen gebildet. Rasch schaute sie zu den anderen hinüber. Alle drei starrten Gabriel mit großen Augen regungslos an, einzig Jack nagte an seiner Unterlippe.

»Nun«, unterbrach Gabriel die Stille, die auf ihm zu lasten schien, »das ist alles, was ich weiß. Ich bin froh, dass ich beschlossen habe, früher herzukommen. Wobei ich inzwischen Zweifel habe, ob das auch ein Zufall ist ... Denn eigentlich sollte ich Lucilles Platz für die Zeit einnehmen, die sie mit euch nach Deutschland gegangen wäre.« Damit schien er alles gesagt zu haben, kippelte auf seinem Stuhl rückwärts und blickte sie abwartend an.

Minutenlang sagte keiner ein Wort. Dann prasselten die Fragen gleichzeitig auf Gabriel ein: »Wie ist das alles denn möglich?« – »Warum genau sind wir hier?« – »Du lügst uns doch nicht an?«

Andrea aber starrte auf die Tischplatte. In ihr wirbelte ein Strom an Gedanken und Gefühlen, zu wild, als dass sie einzelne hätte herauspicken können, während das Gemurmel um sie herum in den Hintergrund trat. Endlich aber spürte sie eine Akzeptanz in sich aufsteigen. Eine Akzeptanz, dass die Dinge in ihrem Leben anders sein konnten, als sie sie bisher für gegeben gehalten hatte. Mit diesem neuen Gefühl überkam sie eine unerwartete Ruhe. Sie hob den Blick und begegnete Gabriels.

»Was soll jetzt geschehen?«

Über Gabriels Züge flackerte fast so etwas wie Erleichterung. »Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Und ich kann euch im Moment nicht mehr sagen. Aber ich glaube, Andrea wird euch jetzt einiges bestätigen können.«

Erstaunt ruckten alle Köpfe in ihre Richtung. Gabriel schaute sie fragend an. Und Andrea nickte. Plötzlich wusste sie, dass sie erzählen musste. Ihr Bericht fiel leise aus, zögernd an manchen Stellen. Doch sie ließ keine Begebenheit aus, erzählte von jenem Morgen am Stall, von den dunklen Gestalten und von Orions Verschwinden. Sie bemühte sich jedoch, ihr Entsetzen und die Leblosigkeit ihres Pferdes nicht anklingen zu lassen, um die Kinder nicht unnötig zu erschrecken. Wahrheitsgemäß aber erzählte sie von der grünen Lampe, dem Gespräch mit Albert im Krankenhaus und welches Versprechen sie ihm gegeben hatte. Und schließlich berichtete sie zögernd von ihrem Traum der vergangenen Nacht und wie verwandelt ihr die Schneekugel am Morgen erschienen war.

Gabriel wurde immer aufgeregter. Seine Haare standen ihm mittlerweile in allen Richtungen vom Kopf. Schließlich schien er sich kaum mehr auf dem Stuhl halten zu können. »Was ist das für eine Kugel, wo hast du sie her?«, überschlug sich seine Stimme fast, kaum, dass Andrea geendet hatte.

»Sie gehörte meiner Mutter. Tante Lucille hat sie ihr vor Ewigkeiten geschenkt. Ich habe sie vor ein paar Tagen gefunden. Und da hat Lucille sie mir gegeben.«

Mit großen Augen ließ sich Gabriel zurückfallen und starrte vor sich hin. »Ich frage mich ...«, murmelte er und schüttelte ungläubig den Kopf. »Doch. Ich glaube, du hast eine Seelengabe erhalten!«

»Wie bitte?«

»Eine Seelengabe. Es gibt alygrische Legenden darüber. Es heißt, dass eine Seelengabe oft unbemerkt in das Leben ihres Trägers kommt, da sie als jeglicher Gegenstand erscheinen kann. Aber dass sie ihren Besitzer zu bestimmten Dingen befähigt. In erster Linie, durch die Portale Zutritt zu beiden Welten zu erhalten. Gleichzeitig helfen sie ihren Trägern. Man sagt, dass sie ihre Fähigkeiten und Talente stärken. Und manchmal vermitteln sie ihnen wichtige Botschaften, die sie in ihren Leben leiten. Nur ...«, Gabriel zögerte kurz, »bisher habe ich bloß in diesen alten Geschichten von ihnen gehört. Ich habe es noch nie erlebt, dass jemand eine Seelengabe trägt.«

Während Andrea noch versuchte, Gabriels Worten Sinn abzugewinnen, wurde Kathleen, die während ihrer Erzählung von Orions Verschwinden auf ihren Schoß geklettert war, plötzlich unruhig. »Andrea! Die Muschel! Kann sie nicht auch ...?« Fragend blickte sie zu ihrer großen Schwester auf. Andrea starrte zurück und nickte schließlich langsam.

»Was für eine Muschel? Ihr beiden, könnt ihr mich bitte einweihen?«

»Gabriel, vielleicht hab ich auch so eine Seelengabe! Ich habe vor Kurzem eine seltsame Muschel gefunden. Und abends im Bett hat sie zu mir gesprochen! Mit Mamas Stimme! Das bedeutet doch etwas, oder?«

»Tja ... Es klingt tatsächlich so. Unfassbar! Mädchen, könnt ihr die Kugel und die Muschel holen? Oder wartet ...«, hielt er die Schwestern zurück und wandte sich an Jack und Ruth: »Was ist mit euch? Habt ihr vielleicht irgendetwas, das ihr unbedingt von zuhause mitnehmen wolltet? Vielleicht etwas, das erst kürzlich zu euch gekommen ist?«

Jack und Ruth überlegten. Schließlich nickte Ruth zögernd. »Ich glaube, ja. Ich kann es holen.«

»Dann macht das bitte. Wir warten hier auf euch.«

In ihrem Zimmer warf sich Kathleen in Andreas Arme. »Anni, es tut mir so leid! Warum hast du nie etwas gesagt? Ich hätte dich trösten können!«

»Das weiß ich doch, Krümel. Und das tust du schon mehr, als du glaubst.«

»Und was denkst du, was jetzt passiert? Was ist mit Tante Lucille?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube aber, Gabriel hat irgendwie schon Hilfe in die Wege geleitet. Deswegen sollten wir auch schnell wieder nach unten gehen.«

Wenige Minuten später saßen alle wieder um den Küchentisch versammelt. Die Teetassen waren beiseitegeschoben worden und an ihrer Stelle lagen jetzt die Schneekugel, die Muschel und das bunte Häkeltuch, das Andrea in Ruths Zimmer bewundert hatte, vor den Mädchen auf dem Tisch.

»Was ist mit dem Tuch?«, fragte Kathleen mit runden Augen. Alle schauten gespannt zu Ruth.

»Ihr erinnert euch doch an das, was ich euch von diesem Licht an jenem Sonntag erzählt habe?« Alle nickten, bis auf Gabriel. Ruth erzählte auch ihm in aller Kürze von ihrer Vision.

»Danach bin ich ins Gemeindezentrum zurückgekehrt. Mit meinen Eltern habe ich mir die Stände mit Kuchen und Handwerk angeschaut, die sonntags dort aufgebaut sind. Da habe ich die alte Kräuterfrau gesehen. Wir nennen sie so, weil sie durch die Dörfer zieht und den Alten und Kranken stärkende Mittel bringt.« Ruths Blick wurde abwesend, als die Erinnerung sie einfiel.

»Sie hatte gar nichts auf ihrem kleinen Stand liegen, bis auf dieses geknüpft Tuch. Es hat so hell geleuchtet, dass ich nähergetreten bin. Da hat sie es mir hingehalten. Ich habe ihr gesagt, dass ich kein Geld hätte. Sie hat den Kopf geschüttelt und gesagt: ›Es ist für dich. Nimm es!‹ Das fand ich komisch, denn sie hatte noch nie mit mir gesprochen. Aber sie hat mich so intensiv angeschaut. Und plötzlich war mir ...« Ruth suchte einen Moment lang nach den richtigen Worten. »Ich hatte plötzlich das Gefühl, als

würde sie mich kennen. Und als wenn sie genau wusste, was mir hinter dem Gemein-
dezentrum passiert war. Ich konnte nicht anders, als das Tuch zu nehmen. Da hat sie
ganz zufrieden gelächelt. Ich habe mich bedankt und bin zu meinen Eltern zurückge-
gangen. Und als wir am Ausgang waren, war mir so, als hätte ich sie rufen gehört: »Viel
Glück, Ruth!« Aber das kann natürlich nicht sein. Woher sollte sie meinen Namen
kennen? Das Tuch jedenfalls ... Es ist komisch.« Ratlos schüttelte Ruth den Kopf.
»Manchmal scheint es mir, als würde es heller leuchten als sonst. Als ich es das erste
Mal gesehen habe. Und auf dem Flug hierher. Da hatte ich es mir um die Schultern
gelegt. Und dabei fühlte ich mich gewärmt. Und ...«, wieder zögerte Ruth kurz und
ihre Stimme wurde leiser, »und gerade, als ich es aus meinem Zimmer holen wollte.«
Plötzlich verwandelte ein Lächeln ihre Züge. Ruhig und fest blickte sie jeden in der
Runde an. »Ich habe wieder dieses ganz sichere Gefühl, dass es gut und richtig ist, dass
wir alle hier sind.«

Andrea lächelte. Die Ruhe und Zuversicht, die dieses erst vierzehnjährige Mädchen
ausstrahlte, tat ihr gut.

Gabriel piffte leise durch die Zähne. »Meine Güte, Ruth. Das ist außergewöhnlich.
Doch. Ich bin mir sicher, dass du auch eine Seelengabe bekommen hast. Und was dein
Erlebnis mit dem Licht angeht ... Ich kann dir das nicht erklären. Aber ich bin mir
sicher, dass dir seine Bedeutung eines Tages klar wird.« Seine Aufmerksamkeit richtete
sich auf Jack. »Was ist mit dir? Hast du irgendetwas Komisches erlebt in letzter Zeit?
Oder hast du auch irgendeinen ungewöhnlichen Gegenstand bei dir?«

Andrea wartete gespannt, ob Jack von seinen Erlebnissen am Loch Ness erzählen
würde. Doch er zog nur finster die Augenbrauen zusammen und vergrub seine Fäuste
tief in den Taschen seiner Hose. »Also, ich habe jedenfalls keine Halluzinationen
gehabt. Und Stimmen hör ich auch keine.«

Er warf den Mädchen unter den Wimpern hervor einen vorsichtigen Blick zu. Die-
ser entging auch Gabriel nicht. Seine Augen huschten zu Jacks unruhiger Hand. Jack
sah es, zuckte resigniert mit den Achseln und zog seine Hand aus der Tasche. Er öffne-
te sie und präsentierte den anderen einen flachen, runden schwarzen Stein. »Und, ist
das jetzt auch so eine Seelengabe oder etwa der Stein der Weisen oder das Erkennungs-
zeichen, dass ich der neue König von diesem Alygria bin?«

Ohne sich an Jacks schnippischem Tonfall zu stören, beugte Gabriel sich vor. »Ich
habe keine Ahnung. Was ist das für ein Stein? Wo hast du ihn her?«

Hinter Jacks Stirn schien es fieberhaft zu arbeiten.

Einem inneren Impuls gehorchend beugte Andrea sich vor. »Jack, ich glaube, du
solltest erzählen. Ich glaube, es ist wichtig für uns, für unsere Situation. Und du bist es
genauso wie wir alle.«

Überrascht starrte Jack sie an. Andrea war nicht sicher, wie er reagieren würde. Doch dann fing er an, leise seine Erlebnisse am See zu wiederholen, ohne sie dabei aus den Augen zu lassen. Schließlich wandte er seine Aufmerksamkeit dem Stein in seiner Hand zu. »Den habe ich immer für sie geworfen. Sie hat ihn jedes Mal vom Grund des Sees hochgeholt. Außer am letzten Tag, als ich gekommen war, um mich zu verabschieden. Da hat sie ihn mir aus ihrem Maul in die Hand zurückgelegt. Ich hatte das Gefühl, ihn als Erinnerung an sie mitnehmen zu müssen.« Er schluckte.

Andrea spürte, wie das Mitleid für den verstockten Jungen ihr die Tränen in die Augen zu treiben drohte. Rasch schaute sie weg, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen.

»Und? Ist das jetzt auch so eine Seelengabe?« Jack hatte zu seinem üblichen Ton zurückgefunden und starrte Gabriel herausfordernd an. Trotzdem hatte Andrea den Eindruck, ganz leise eine Spur Hoffnung in seiner Stimme wahrzunehmen.

Gabriel zwirbelte an einer seiner Locken und ließ sie zurückspringen, worauf sie ihm wie ein Korkenzieher seitlich vom Kopf stand. »Tja, ich hab ehrlich gesagt keinen Schimmer. Macht der Stein irgendetwas? Oder lässt er dich irgendetwas fühlen?«

»Ja. Ich bin wahnsinnig verliebt in ihn.« Jack schnaubte. »Naja. Manchmal ist er schon warm, wenn ich ihn in die Hand nehme.«

»Aha. Das ist doch schon mal was.« Gabriel lächelte zaghaft, wurde dann aber sofort wieder ernst. »Molly!« Er kipelte mit seinem Stuhl zurück und rief durch die offene Tür ins Nähzimmer: »Die Kinder – sie scheinen alle Seelengaben bekommen zu haben!«

Just verstummte das Spinnrad und ein ungläubiges »Ma!« erklang. Dann setzte das Surren wieder ein, noch hektischer als zuvor.

»Eure Geschichten sind wirklich unfassbar«, meinte Gabriel. »Und ich glaube jetzt noch mehr, dass das alles kein Zufall ist. Dass ihr aus einem bestimmten Grund hier seid. Irgendetwas tut sich – und deswegen wurde Lucille entführt. Es hat alles miteinander zu tun. Wir dürfen jetzt nur nicht unüberlegt handeln. Das wäre nicht im Sinne Lucilles. Und Hilfe ist benachrichtigt.«

»Wie das?«, fiel ihm Jack ins Wort. »Du hast doch gar nichts getan, außer die Zeit mit reden zu vergeuden.«

Gabriel schien nicht im Mindesten beleidigt. »Glaub mir, wir haben die Zeit nicht im Geringsten verschwendet. Es ist äußerst wichtig, dass wir den Dingen auf den Grund gehen. Und währenddessen hat Molly alles uns Mögliche getan, um für Lucille und uns Hilfe zu organisieren.«

»Indem sie für die Fernsehshow ›Unsere verrückten Haustiere‹ probt?« Jack hob die Augenbrauen.

»Nein. Indem sie Nachrichten verschickt und gelesen hat.«

Vier erstaunte Augenpaare richteten sich auf Gabriel.

»Durch das Spinnrad. Es läuft mit Nachrichtengarn. Es ist zugegebenermaßen etwas schwierig, so feine Buchstaben in das Garn einzuweben und zu entziffern, aber Molly versteht sich ganz ausgezeichnet darauf. So hält sie Kontakt für uns zu unseren Informanten in Alygia. Wahrscheinlich eine meiner gelungeneren Erfindungen.«

»Du hast das Spinnrad gebaut?«, rief Kathleen anerkennend aus. Gabriel errötete und nickte erfreut.

»Aha. Und die wichtigsten Nachrichten trägt Molly Flanham als Turban um den Kopf, um sie nie zu vergessen, oder was?«, schnaubte Jack.

»Nein. Die Mütze soll sie vor Gedankendiebstahl schützen. Ein alter Aberglaube, wenn ihr mich fragt, aber Molly hängt dran«, flüsterte Gabriel und warf einen raschen Blick zum Nähzimmer hinüber. »Jedenfalls ... Ich weiß, dass euch alles, was ihr heute Nacht erfahren habt, beunruhigt und euch vielleicht sogar ängstigt. Und dass ihr euch schon genug Sorgen macht um Lucille. Aber wir sind nicht allein und machtlos. Und glaubt mir, ihr braucht auf gar keinen Fall Angst vor euren Seelengaben zu haben. Wie ihr Name schon sagt, sind sie ein Geschenk. Eines, das jeweils nur euch gilt und welches euch stärken wird. – Andrea? Was kannst du in deiner Kugel sehen?«

Sie musste nicht wirklich hinschauen, um die Antwort geben zu können. Als sie die Schneekugel aus ihrem Zimmer geholt hatte, hatte sie sich gezwungen, hineinzusehen. Und auch jetzt noch tanzten zwei Figuren, die aussahen wie Miniaturen Kathleens und ihrer selbst, ihren stummen Reigen. »Noch immer die tanzenden Mädchen vor den gekrümmten Bäumen hinter dem Haus«, krächzte sie. Rasch nahm sie einen Schluck abgestandenen Tees.

Gabriel zog nachdenklich die Augenbrauen zusammen. Da betrat Molly Flanham auf leisen Pfoten die Küche. Andrea hatte gar nicht bemerkt, dass das stetige Surren des Spinnrads aufgehört hatte.

»Mrrrrrm«, gab Molly Flanham undeutlich von sich. Sie trug ein langes Stück blassrosa Garns im Maul, das sie nun vor Gabriels Stuhl fallen ließ.

»Oh, danke.« Er bückte sich, hob es auf und studierte es stirnrunzelnd, bevor er es sich dicht vor die Augen führte. »Meine Güte. Was habe ich mir nur gedacht, solch ein Miniaturesystem zu entwickeln?«, murmelte er und nestelte aus seiner Hemdtasche eine schwere Brille hervor. Als er sie sich aufsetzte, wirkten seine Augen hinter den fingerbreiten Gläsern fast erbsenklein.

Kathleen kicherte verhalten und Andrea spürte trotz ihrer Anspannung den irrigen Wunsch, laut loszulachen. Sie biss sich auf die Lippe. Auch Kathleen schien sich ab-

lenken zu wollen und griff nach ihrer Muschel, um sie wieder und wieder in ihren Händen zu drehen.

Während alle gespannt auf Gabriel starrten, der mit lautlos sich bewegenden Lippen versuchte, die Nachricht zu entziffern, zerriss plötzlich ein spitzer Schrei die Stille. Alle Köpfe fuhren zu Kathleen herum. Molly Flanham machte einen wilden Buckel.

»Mama! Ich habe Mamas Stimme gehört! Gerade eben! Ich habe mir die Muschel ans Ohr gehalten, weil sie sich wieder so warm angefühlt hat. Und da hab ich Mama ganz deutlich sagen gehört: ›Durch die Bäume!‹« Fassungslos starrte Kathleen in die Runde. Andrea sprang auf und legte die Arme um ihre kleine Schwester.

Gabriel nickte Kathleen zu. »Ja. Das passt zu dem, was hier steht. Mach dir bitte keine Sorgen, so eine Nachricht ist ein Segen.« Er schluckte hörbar. »Nun, die Nachricht jedenfalls lautet, dass wir keine Zeit mehr verlieren dürfen. Ihr müsst gehen. Rüber nach Alygria.«

In der Küche herrschte sekundenlang ungläubiges Schweigen. Schließlich reichte Gabriel das Garn stumm an Andrea weiter. Nach intensivem Starren traten mit einem Mal kleine, gewobene Buchstaben deutlich aus den Fasern des Garns hervor: »Wir haben uns beraten. Sind zu dem Schluss gekommen, dass die Kinder durch das Portal sollen. Sie scheinen dazu befähigt. Es wird ihnen bestimmt sein. Zum Sonnenaufgang. Wir erwarten sie im MM. – O. A.«

Andrea hatte die Botschaft laut für alle vorgelesen. Nun blickten sie abwartend zu Gabriel hinüber. Ernst nickte er in die Runde. »Ihr solltet jetzt eure Sachen packen. Nehmt alles mit. Und beeilt euch. Ihr habt es gehört, bei Sonnenaufgang müssen wir bereit sein!«

Doch keines der Kinder rührte sich. Gleichzeitig löste sich das Schweigen in einer Flut an Rufen und Fragen auf.

»Was soll das heißen? Ich geh doch nicht einfach irgendwohin ins Ungewisse! Dieses Alygria scheint mir kein sehr einladender Ort, wenn Wilkins Lucille dorthin verschleppt hat.« Jack verschränkte die Arme.

»Doch, das ist es, glaubt mir. Alygria ist ... In jener Welt herrscht noch immer das Gute. Deswegen wird sich Wilkins dort verborgen halten müssen. Ihr aber werdet erwartet und sicher sein«, erwiderte Gabriel eindringlich.

Verwirrt schaute Ruth von einem zum anderen. »Aber was soll denn mit uns passieren? Was ist mit unseren Eltern? Wir müssen doch zurück zu ihnen! Und sie benachrichtigen!«

Andrea nickte zustimmend. »Ja, das denke ich auch. Gabriel, du musst uns noch mehr erzählen. Was ist mit Tante Lucille? Was ist mit dieser anderen Welt? Woher weißt du das überhaupt alles? Ich weiß gar nicht, bei welcher Frage ich aufhören soll!«

In einer hilflosen Geste hob Gabriel die Hände. »Ich weiß ja, ich weiß!«, verschaffte er sich Gehör. »Aber die Zeit ist knapp. Ihr müsst uns vertrauen und darauf, dass alles in die Wege geleitet ist. Deine Eltern werden benachrichtigt, Ruth. Und eure ...«, er blickte zu Andrea und Kathleen. »Ihr werdet auf diesem Weg sogar bald mehr über sie erfahren. Und Jack? Steht dir der Sinn nicht mehr nach einem Abenteuer als danach, zurück ins Heim zu gehen?«

Trotz ihrer Verwirrung bewunderte ein Teil Andreas Gabriel dafür, genau die richtigen Worte zu finden. Die Aussicht, bald mehr über den Verbleib ihrer Eltern zu erfahren, war für sie der entscheidende Auslöser. Sie war entschlossen, ins Ungewisse zu gehen. Und sie wollte Lucille helfen, egal, was es kostete.

Auch Jack war zu einer Entscheidung gelangt. Mit funkelnden Augen stand er auf. »Gut, ich gehe packen.«

Andrea zog Kathleen hoch. »Wir gehen auch, Krümel. – Ruth, ich habe das Gefühl, dass es richtig ist. Du doch auch?« Sie blickten sich an und Andrea konnte sehen, dass sie beide an Ruths Vision und deren Botschaft dachten. Und da nickte Ruth entschlossen, während ein feines Lächeln auf ihre Züge trat. Als sie aus der Küche eilten, sah Andrea noch die grenzenlose Erleichterung in Gabriels Gesicht.

Ein erster Schimmer erhellte das Grau der weichenden Nacht, als sie vor die Haustür traten. Andrea schulterte ihre Reisetasche, griff nach Kathleens Hand und packte mit der anderen die Schneekugel fester, die sie unter ihrer Jacke an sich presste. Gabriel trat neben sie. »Es ist Zeit. Wir müssen gehen«, sagte er leise. Sie nickte.

Das Gras unter ihren Turnschuhen war feucht vom Morgentau. Andrea blickte zum Haus zurück und ihr Herz tat einen wehmütigen Stich. Seit sie in Schottland angekommen waren, hatte sie sich zuhause gefühlt. Und das Haus am Ende der Welt hatte ihr ein Gefühl von Geborgenheit gegeben, trotz aller Umstände. Nun schien es nicht nur ein paar Schritte hinter ihr zu liegen, sondern unerreichbar fern. In der Haustür konnte sie eine kleine graue Katze mit einer rosa Wollhaube sitzen sehen. Und mit einem Mal wusste Andrea, dass sie für lange Zeit nicht wiederkehren würde.

Sie schaute wieder nach vorn und sah die sich zueinander neigenden Bäume, deren Äste sich ineinander verwoben. Zum ersten Mal nahm sie bewusst wahr, dass es Kiefern waren. Sie bildeten ein Rund, durch das sie nun hinter einem Hang die ersten Spitzen der aufgehenden Sonne sehen konnte. *Wie ein Portal*, schoss es ihr durch den Kopf und ihr Herz tat einen nervösen Sprung.

»Andrea.« Gabriel hatte zu ihr aufgeschlossen und fasste sie leicht am Ellbogen, so dass sie einige Schritte hinter den anderen zurückfielen. »Es tut mir leid, dass ich dir nicht mehr erklären konnte. Ich wünschte, wir hätten mit Lucille über alles sprechen

können. Du hast Dinge erlebt, die ziemlich wichtig sind, auch wenn ich nicht weiß, was sie bedeuten. Aber drüben, in Alygia, solltest du sie wieder erzählen. Du wirst dort Antworten und Hilfe finden.«

Die Kinder vor ihnen hatten die Bäume erreicht. Noch einmal hielt Gabriel Andrea zurück und fasste sie an den Schultern. »Ich habe es wirklich so gemeint, als ich gestern sagte, dass du sehr stark bist. Ich glaub, alles was du brauchst, hast du in dir. Und bei dir.« Sein Blick fiel auf die Schneekugel in ihrer Hand und er lächelte.

Andrea wusste nicht, was sie antworten sollte und erwiderte das Lächeln. Wieder trat ein irritierter Ausdruck auf Gabriels Gesicht, als die Grübchen auf ihren Wangen erschienen. Dann ließ er sie los und sie traten zu den anderen.

»Habt ihr alle eure Seelengaben bei euch?«, fragte Gabriel. Sie nickten stumm. »Gut. Ihr müsst sie immer nah bei euch tragen. Das ist wichtig. Mit ihnen solltet ihr jetzt durch die Bäume treten können. Es wird Zeit. Ihr müsst drüben zum murmelnden Mühlrad. Passt auf euch auf!«

Ungläubig starrten alle ihn an.

»Kommst du denn nicht mit?«, fragte Andrea alarmiert.

Gabriel schüttelte den Kopf. »Nein, das geht nicht. Ich muss hierbleiben und Lucilles Platz einnehmen. Es ist wichtig, dass einer von uns die Portale hütet und auf dieser Seite bleibt, um den Kontakt wahren zu können.«

»Aber wir können doch nicht alleine gehen. Wo sollen wir denn hin?«, fragte Jack und wirkte das erste Mal, seit sie ihn kannten, hilflos.

»Ihr werdet drüben erwartet, keine Angst. Und unterschätzt niemals die Hilfe eurer Seelengaben. Ihr müsst jetzt gehen, die Sonne geht auf.«

»Gabriel!« Kathleen warf sich in seine Arme und er drückte sie innig.

Danach umarmte er Ruth und klopfte Jack mit einem schiefen Lächeln auf die Schulter. Schließlich trat er zu Andrea. Als sie sich umarmten, fragte sie leise: »Sehen wir uns wieder?«

»Ja, das werden wir. Ganz bestimmt.« Sie lösten sich voneinander und Andrea sah denselben Kummer in Gabriels Gesicht, den sie spürte.

»Es ist Zeit!« Mit überlauter Stimme wandte sich Gabriel dem Durchgang zwischen den Bäumen zu. »Geht jetzt. Geht einfach hindurch.«

Die Kinder wechselten letzte beunruhigte Blicke. Dann nahmen sie ihre Taschen auf und fassten sich an den Händen. Zeitgleich liefen sie los.

Als Andrea zwischen die Kiefern trat, war es ihr, als gingen sie direkt in den leuchtenden Sonnenaufgang hinein.

Alygria

Friedliche Stille umgab sie.

Später hätte Andrea nicht mehr sagen können, wann sich alles verändert hatte. Das Sonnenlicht, dem sie entgegengelaufen waren, hatte sie geblendet. Vielleicht hatte sie für einen Moment die Augen schließen müssen – denn mit einem Mal war die Landschaft um sie herum gänzlich verwandelt. Alle Sinneseindrücke stürmten gleichzeitig auf sie ein. Das sanfte Licht ließ darauf schließen, dass die Sonne bereits aufgegangen war, aber noch tief am Horizont stand. Die Luft war mild und gänzlich windstill. Bis auf ein entferntes Vogelzwitschern drang kein Laut an ihr Ohr. Sie standen auf einem Sandweg, der von Grashügeln gesäumt war und zu ihrer beider Seiten in sanften Biegungen verlief, so dass ihr Blick in keine Richtung weit schweifen konnte. Über ihnen wölbte sich ein strahlend blauer Himmel. Dies war ganz eindeutig nicht mehr das herbstliche schottische Hochland.

Die Kinder um sie herum waren wie Andrea ebenfalls erstarrt. Lediglich Jack hatte Ruths Hand schon wieder losgelassen und stand einen Schritt vor ihnen. Endlich drehte Andrea sich einem Impuls folgend um.

Nur wenige Schritte hinter ihr, zwischen sanften Hügeln, standen zwei Bäume, die sich zueinander krümmten und deren Zweige sich umeinanderschlangen. Es waren Birken, aber in Wuchs und Größe das Abbild der Kiefern hinter dem Haus am Ende der Welt. Andrea verschlug es den Atem. »Das gibt es doch nicht!«, entfuhr es ihr schließlich. Ihre Worte lösten die Regungslosigkeit ihrer Begleiter. Sie drehten sich um und starrten ebenfalls die Bäume an.

»Abgefahren!«, stieß Jack hervor.

»Meine Güte. Es ist unfassbar. Ich glaube, wir haben wirklich den Ort gewechselt!« In Ruths Stimme klang ehrfürchtiges Staunen mit.

Einzig Kathleen drängte sich noch dichter an Andrea. »Was passiert denn jetzt?« Mit runden Augen blickte sie zu ihrer großen Schwester hoch.

»Tja ...« Ratlos nagte Andrea an ihrer Unterlippe. »Gabriel hat gesagt, wir würden hier erwartet. Ich schätze, wir müssen diese Leute suchen, Krümel. Weit weg werden sie sicher nicht sein.« Mit einem Mal nahm sie wahr, wie ruhig und entschlossen sie sich fühlte. Es war, als hätte sie ihre Ängstlichkeit mit dem Gang durch die Pforten

auf der anderen Seite zurückgelassen, als hätte sich der Frieden ihrer neuen Umgebung auf sie übertragen.

»Bloß – wohin?«, fragte Ruth.

Sie schauten sich ratlos um. Andrea zog die Schneekugel unter ihrer Jacke hervor und sah hinein. Zu ihrer grenzenlosen Überraschung erblickte sie das tanzende Pärchen vor derselben Landschaft, die sie schon beim ersten Mal in der Kugel gesehen hatte. Die Miniaturabbildungen von ihr und Kathleen waren verschwunden.

»Was kannst du erkennen?« Neugierig beugte sich Ruth zu ihr und auch Kathleen spähte in die Kugel.

»Leider nichts. Es ist alles wie am Anfang.«

»Ach Mann!« Frustriert warf Jack seinen Stein, den er seit dem Gang durch die Pforten in der Hand hielt, ein Stück in die Luft, um ihn lässig wieder aufzufangen. Doch da drehte sich der Stein plötzlich, beschrieb eine Kurve und flog nach rechts den Weg entlang, bevor er nach einigen Metern zu Boden fiel.

Sprachlos starrten alle erst den Stein und dann einander an. »Ok ... Ich schätze, das heißt, in diese Richtung«, fand Jack die Sprache wieder. Zum ersten Mal, seit Andrea ihn kannte, hatte er seinen abgeklärten Tonfall verloren und klang beinahe ehrfürchtig.

»Ja, sieht ganz so aus. Gratuliere, Jack, du hast eine beeindruckende Seelengabe.« Andrea nickte Jack anerkennend zu. Er schien grinsen zu wollen, schaute dann aber achselzuckend zu Boden.

»Wir sollten loslaufen«, lächelte sie aufmunternd und nahm ihre Reisetasche auf. Nun machte sich doch ein aufgeregtes Kribbeln in ihrer Magengrube bemerkbar. Sie ignorierte es, um die Kinder durch Entschlusskraft zu beruhigen. Mit Kathleen an der Hand lief sie los. Als sie an Jacks Stein vorbeikamen, nahm er ihn auf und steckte ihn zurück in seine Tasche.

Nach wenigen Schritten hatten sie die Kurve erreicht und sahen, dass sich ihnen dahinter das gleiche Bild bot. Der Weg schlängelte sich weiter durch grasgrüne Hügel und verlor sich kurz vor ihnen hinter einer Biegung.

Andrea atmete gegen das Kribbeln in ihrem Magen an. *Es ist alles gut. Gabriel weiß, wo wir sind, und wird uns sicher nicht planlos ins Unbekannte geschickt haben.*

Da erreichten sie die nächste Krümmung – und stockten. Vor ihnen führte der Weg sanft um einen Hügel in ein Tal hinab. Dort bildete er eine kleine, mit groben Steinen eingefasste Brücke, die über einen rauschenden Bach führte, bevor er einen breiteren Sandweg kreuzte und sich in der Ferne verlor. In dem Tal hinter der Brücke stand ein aus Feldsteinen erbautes Haus mit tiefgezogenem Strohdach, an dem sich ein Wasserrad unaufhörlich im Bachbett drehte. Über der Haustür war ein langes Holz-

brett angebracht, auf dem in abblättrender grüner Farbe »Gasthof zum Murrenden Mühlrad« stand.

»Ich glaube, wir sind da«, brach Andrea das Schweigen. Alle nickten.

Noch einmal atmete sie tief durch. Dann drückte sie Kathleens Hand und ging langsam weiter. »Macht euch keine Sorgen. Gabriel hat gesagt, wir bekommen hier Hilfe, und daran glaube ich fest. Und wir bleiben zusammen«, redete sie den anderen zu. Kathleen drückte sich an sie und Ruth schenkte ihr ein Lächeln. Sogar Jack nickte einmal kurz.

Mittlerweile hatten sie die höchste Stelle der kleinen Brücke erreicht. Nur noch wenige Schritte, dann stünden sie vor der Tür des Gasthofs. In diesem Augenblick trat eine Frau ins Freie. Sie war mittleren Alters, klein und stämmig, mit aschblonden Locken, die ihr bis auf die Schultern fielen. Ihr langes, schweres Kleid reichte bis zu den abgenutzten Holzpantinen und wurde halb von einem Geschirrtuch verdeckt, an dem sich die Frau die Hände abtrocknete. Als sie die kleine Gruppe auf der Brücke erblickte, wich ihr besorgter Gesichtsausdruck einem strahlenden Lächeln. Sie streckte die Arme aus, als wollte sie die Kinder über die Distanz hin zu sich ziehen und sagte etwas, das in dem Rauschen des Bachs unterging.

Zögernd traten die Kinder näher.

»Ruth! Jack! Kathleen und Andrea! Willkommen!« Freundliche braune Augen musterten die Kinder, als sie schließlich vor der Frau stehen blieben. Als ihr Blick Andreas traf, konnte sie hinter dem Lächeln in den Augen und um den Mund der Frau Besorgnis lesen.

»Ich bin so froh, dass ihr hier seid! Ihr Lieben, seid herzlich willkommen, nicht nur im Gasthof zum Murrenden Mühlrad. Ich bin Eliza Miller, die Wirtin. Und ich habe auf euch gewartet. Nun kommt aber erst mal rein. Ihr seid ja sicherlich vollkommen durch den Wind!« Die Frau namens Eliza Miller sprach so schnell, dass niemand sie hätte unterbrechen können, selbst, wenn eines der Kinder Worte gefunden hätte.

Nun hielt sie einladend die Tür auf. Wortlos traten die Kinder an ihr vorbei ins Innere. Andrea brachte ein leises »Danke!« heraus.

Ein warmes Lächeln traf sie. »Gerne, Liebes!«

Das Innere des Hauses war so dämmrig, dass Andrea ein paar Momente brauchte, um Einzelheiten erkennen zu können. Sie standen in einem Eingangsflur mit Holzfußboden und rauen Steinwänden. Ihnen gegenüber befand sich eine geschlossene Tür, genauso links von ihnen, hinter der Geschirrkloppern und leises Stimmengemurmel auszumachen waren. Daneben führte eine schmale Stiege ins obere Stockwerk. Rechts von ihnen befand sich eine weitere Tür, die Eliza Miller öffnete, bevor sie die Kinder hindurchwinkte.

Der Raum dahinter verübte einen Angriff auf Andreas Sehnerven. Er war langgestreckt und schmal – und vollgestopft mit Möbeln, Plunder und Krimskrams. Auf einem großen Sofa in der Raummitte türmten sich bunte Decken und Kissen. In den Regalen an den Wänden standen und lagen Bücher, Milchkannen, Tassen, fremdartige Gerätschaften sowie einige abgegriffene Gesellschaftsspielekartons. Zwei zerschlissene, bunt geknüpfte Teppiche bedeckten den größten Teil der abgetretenen Holzdielen. In die hintere Ecke gedrängt stand ein Esstisch mit einer Bank und mehreren Stühlen. Die lange Seite neben der Tür wurde von einer überdimensionalen Feuerstelle beherrscht, in der trotz der milden Temperaturen ein großes Feuer unter einem gigantischen, an einer Kette aufgehängten Kochtopf prasselte. Durch eines der weit geöffneten Fenster gegenüber der Tür war ein Teil des sich drehenden Mühlrads zu erkennen. Alles in allem war der Raum chaotisch, voll – und urgemütlich.

»Bitte, setzt euch!« Hastig räumte Eliza Miller die Decken von der Sitzfläche des Sofas und stapelte sie zu einem solch bedrohlich schwankenden Turm auf der Lehne, dass Andrea befürchtete, bei einer unbedachten Bewegung unter ihm begraben zu werden.

»Ihr habt sicher tausend Fragen, ihr Armen. Nun mache ich euch aber erst einmal einen schönen Süßbeetrunk.« Und bevor eines der Kinder etwas hätte erwidern können, verschwand Eliza um die Ecke.

Erst jetzt bemerkte Andrea, dass der Raum L-förmig verlief. Dem erklingenden Klappern von Geschirr und Plätschern von Wasser nach zu urteilen, mündete er direkt in eine Küche, die sie von ihrem Sitzplatz aus nicht sehen konnte.

Andrea legte den Arm um Kathleen und zog sie näher zu sich. Bevor eines der Kinder etwas sagen konnte, war Eliza Miller wieder da, beladen mit einem Tablett mit dampfenden Steingutbechern. Sie stellte es auf einem Tischchen an der Wand ab und reichte jedem der Kinder eine Tasse. Ein süßlich-herber Geruch stieg Andrea in die Nase. Das Getränk in ihrem Becher schimmerte bläulich und schwappte zäh beim Hin- und Herbewegen. Hinter Eliza Millers Rücken, die sich gerade einen Hocker heranzog, tauschten die Kinder verstohlene Blicke. Keiner von ihnen wagte es, an der seltsamen Brühe zu nippen.

»Ich habe euch schon kommen gesehen. Glaubt ja nicht, dass wir euch nicht erwartet hätten! Ich wollte euch auch abholen gehen, aber hier ist natürlich mal wieder eines zum anderen gekommen. Es ist gerade Frühstückszeit und die Gäste wollten natürlich alle auf einmal ihren Herzebrei und dann hat Mary ihren Arm nicht gefunden ... Er war letztendlich im Wäschekorb, aber bis wir darauf gekommen sind ... Na, ihr könnt euch die Aufregung vorstellen.« Eliza Miller warf ihre Hände in die Luft

und nickte, als hätten ihre Zuhörer ihr eifrig beigepflichtet. Ihre verständnislosen Mienen schien sie nicht wahrzunehmen.

Dann erstarb ihr Lächeln und die Besorgnis trat nun unverstellt auf ihr Gesicht. »Kinder, es tut uns so leid, was ihr habt erleben müssen. Wir hätten nicht gedacht, dass so etwas passiert. Nicht in dieser Art. Lucille ist eine so weise und erfahrene Frau, die stets alle Vorsicht hat walten lassen. Es wird Mr Wilkins nur durch äußerstes Geschick gelungen sein, sie so lange zu täuschen. Und nicht nur sie. Keiner hat ihn verdächtigt, noch nicht einmal die Oberin.« Sie seufzte schwer.

In Andreas Magen löste sich ein kleiner Knoten, als sie Eliza Miller die Namen »Lucille« und »Wilkins« sagen hörte. Es bedeutete, dass sie am richtigen Ort waren! »Mrs Miller ... Bitte, wir verstehen gar nichts. Es ist alles so verwirrend. Auf einmal sind wir hier ... Was genau ist passiert? Was wissen Sie, besonders über das, was mit Lucille passiert ist? Wissen Sie, wo sie ist?«

Eliza Miller betrachtete das hübsche Mädchen, das sich angespannt vorlehnte. In ihren grauen Augen las sie große Besorgnis und flehende Hoffnung. Eliza blinzelte plötzlich einige Male und räusperte sich. Dann lächelte sie warm. »Andrea. Ich bin trotz allem froh, dass wir uns kennenlernen.« Ihr Blick wanderte von einem zum anderen. »Ihr habt natürlich alle Antworten verdient, die ich euch geben kann. Und ihr werdet noch mehr erhalten, von anderen. Das Wichtigste zuerst: Durch eure schnelle Reaktion konnten wir uns sofort auf Mr Wilkins' Spur setzen. Er hat sich durch eure Anwesenheit wohl gehetzt gefühlt und überstürzt gehandelt. Dadurch hat er viel mehr Aufsehen erregt, als ihm lieb sein kann. Er ist noch immer auf der Flucht, aber wird von den Besten, die wir haben, verfolgt. Es kann also gut sein, dass wir ihn bald einholen. Nicht zuletzt wissen wir, wo er hinmöchte. Was euch sicher mehr als andere erleichtern wird, ist, dass er Lucille nichts tun wird. Er wird sie aus einem bestimmten Grund entführt haben und nur, wenn sie wohlauf ist, wird sie ihm und seiner Sache nützen.«

»Was denn für einer Sache?«, meldete sich nun Jack zu Wort.

»Nun, um ehrlich zu sein, so ganz genau wissen wir das noch nicht. Schon seit einiger Zeit sammeln wir Informationen und tragen unser Wissen zusammen. Daran sind eine Menge Leute beteiligt, auf beiden Seiten der Pforten. Und wie es aussieht ...«, sie zögerte kurz, »nun, wie es aussieht, habt auch ihr mit alledem zu tun.«

»Ja, aber wie denn? Wir wussten doch bis heute noch nicht einmal, dass es noch eine ganz andere Welt gibt!« Eindringlich sah Ruth Eliza Miller an und fuhr immer wieder über das bunte Tuch, das sie seit ihrem Gang durch die Pforten um die Schultern trug.

»Das ist richtig, Liebes. Und doch ist es eure Bestimmung, Teil dieser Sache zu sein. Das wussten wir. Was wir nicht mit Sicherheit wussten, war, dass ihr hier herüberkommen würdet. Und ...«, sie holte tief Luft und sah die Schmidt-Schwestern an, »dass auch ihr, Andrea und Kathleen, Teil des Ganzen sein würdet.«

Ihre Worte hallten einige Zeit in der Stille des Raums nach, die nur durch das Prasseln des Feuers und das Brodeln im Topf untermalt wurde. Dann fuhr Eliza Miller mit leiser Stimme fort: »Mr Wilkins steht – das wissen wir jetzt – im Dienst der Seite, gegen die wir ankämpfen. Darum geht es. Um einen Kampf. Und wie es aussieht, seid ihr ein wichtiger Teil in ihm. Äußerst wichtig für unsere Sache.«

Die Kinder starrten sie an. Aus Jacks Tasse tröpfelte die zähe blaue Flüssigkeit un-
aufhörlich auf seine Hose, ohne, dass er es bemerkte.

»Wir wissen noch nicht genau, warum ihr da seid. Aber dass ihr Seelengaben erhalten habt, das erste Mal seit vielen, vielen Jahren unserer gemeinsamen Zeitrechnung, ist ein unzweifelhaftes Zeichen. Wir glauben nicht, dass die andere Seite von euren Gaben weiß. Aber euer Zusammenkommen in Lucilles Haus, in dieser Zeit, in der so viel geschieht, wird sie alarmiert haben. Deswegen haben wir beschlossen, euch so schnell wie möglich rüberzuholen. Hier können wir euch besser schützen. Mir obliegt die Aufgabe, euch erst einmal aufzunehmen. Ich bin die Hüterin der hiesigen Pforten und habe eure Ankunft bewacht.« Ihr Blick traf etwas, das sich im Rücken der Kinder befand. Andrea wandte sich um und erblickte nun erst unter einem der offenen Fenster ein Fernrohr, das in die Richtung gedreht war, aus der sie den Weg hinab gekommen waren. Und daneben stand ein Spinnrad.

»Mit dem Fernrohr kann ich bis zu den Pforten blicken. Sehr praktisch, wenn ich gerade nicht aus dem Haus komme. Und das Nachrichtengarn kennt ihr bereits. Ich saß die ganze Nacht hindurch am Spinnrad. Wir haben gemeinsam besonnen – ich meine, besprochen – dass die Oberin morgen früh hier eintreffen wird. Sie macht sich sofort auf den Weg, aber es ist eine lange Reise von der Weißen Abtei hierher. Sie wird euch morgen über alles informieren, was wir bis dahin wissen und euch die großen Zusammenhänge besser darlegen, als irgendjemand sonst es könnte.«

Ihr Blick fiel auf die Becher in den Händen der Kinder. »Aber ihr habt ja noch überhaupt nichts getrunken! Es gibt nichts Besseres als Süßbeetrunk, um euch so richtig schön zu wärmen und zu stärken. Ihr müsst euch doch erst mal erholen, ihr armen Dinger!«

Betreten schauten die Kinder auf ihre Tassen. Erstaunt stellte Andrea fest, dass ihr Getränk immer noch dampfte. Vorsichtig schnupperte sie den süßlich-herben Geruch ein, dann wagte sie einen kleinen Schluck. Überrascht nahm sie den angenehmen, süßen Geschmack wahr. Der Trunk legte sich samtig auf ihre Zunge und schien sie

dann von innen heraus zu wärmen. »Der ist gut!« Sie lächelte Eliza Miller an und die strahlte zurück. Nun wagten auch die anderen Kinder, an ihren Getränken zu nippen. Einzig Jack stellte nach einem letzten angewiderten Blick seine Tasse auf einem kleinen Tisch neben dem Sofa ab.

Plötzlich erfüllte ein dumpfes Rumpeln den Raum. Andrea schreckte zusammen und schaute in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Vor dem großen Tisch in der Ecke des Zimmers erblickte sie nun erst eine hölzerne Tonne mit mehreren Rohren an der Seite und etwas, das aussah wie ein altes, rostiges Küchensieb.

»Ach herrje!« Eliza Miller war aufgesprungen und eilte zu dem Ding hinüber. »Dieser Wäschetrockner funktioniert einfach nicht richtig! Gestern ist schon wieder ein Teil abgefallen, aber jetzt tanzt er wenigstens nicht mehr quer durch den Raum. Höchste Zeit, dass dieser Lausejunge mal einen Blick draufwirft!« Sie öffnete den Deckel der Tonne und eine Dampfwolke stob ihr entgegen. Nachdem sie sich gelichtet hatte, warf Eliza Miller einen zufriedenen Blick ins Innere. »Schön, schön. Dann kann jetzt ja endlich die Wäsche aus dem Kochtopf. Ich brauche ihn dringend, es ist höchste Zeit, den Eintopf fürs Mittagessen vorzubereiten!«

Kurze Zeit später stiegen die Kinder die schmale Treppe ins erste Geschoss hinauf. Andrea fühlte sich noch immer etwas wackelig auf den Beinen. Eliza Miller hatte ihnen ihre Angestellte Mary vorgestellt, die ihnen ihre Zimmer zeigen sollte. Bei Marys Anblick waren Kathleen und Ruth erschrocken aufs Sofa zurückgesunken und Jack war ein entsetztes »Alter!« entfahren. Auch Andrea hatte sich Halt suchend am Kaminsims abgestützt.

Mary überragte sie alle um etwa einen Kopf. Sie steckte in einem einfachen Kittelkleid, das ihre überlangen, dünnen Gliedmaßen erst recht zur Geltung brachte. In ihrem länglichen, spitz zulaufenden Gesicht standen zwei riesige schräge Augen, die dieselbe Farbe wie ihr schwarzer, bis weit auf den Rücken fallender Zopf hatten. Am erschreckendsten aber war das helle Blau ihrer Haut.

Bei ihrer Vorstellung hatte sie kein Wort gesagt, sondern ihnen nur einmal kaum merklich zugnickt. Da Eliza Miller an dem Äußeren ihrer Angestellten nichts Bemerkenswertes zu finden schien, hatte sich Andrea gezwungen, tief durchzuatmen. *Komm schon. Du hast jetzt so viel Fantastisches erlebt. Gerade heute Morgen bist du durch zwei Bäume gelaufen und in einer völlig anderen Welt gelandet. Und da erschreckst du dich noch, wenn dir etwas Ungewöhnliches begegnet?*

Nun folgten sie Mary einen äußerst schmalen Flur entlang, von dem zahlreiche Türen abgingen. Hinter manchen hörte Andrea Rascheln oder Stimmengemurmel. Schließlich blieb Mary vor einer der Türen stehen und nickte in Jacks Richtung.

Er warf den Mädchen einen beunruhigten Blick zu. »Toll, sehr vertrauenserweckend. Sehe ich euch irgendwann wieder oder bin ich jetzt in einer Freakshow gefangen?«

Andrea schaute rasch zu Mary, konnte aber nicht erkennen, ob die irgendetwas gehört hatte. »Wir sehen uns gleich unten. Und außerdem wissen wir doch, wo du wohnst.«

»Du bist doch derjenige, der mit Seemonstern spielt!«, zischte Kathleen ihm zu.

Jack sah aus, als wollte er noch etwas erwidern, zuckte dann aber bloß mit den Schultern und verschwand hinter der Tür.

Ruth erhielt das letzte Zimmer, bevor der Flur um eine Ecke bog. Kurz darauf blieben sie erneut vor einer Tür stehen. Mary nickte den Schwestern zu und öffnete ihnen.

Erschrocken wich Kathleen zurück und stieß gegen Andrea. Mary hatte nicht nur den Türknauf losgelassen – sondern auch ihre Hand. Sie hing, ihn noch immer fest umklammernd, am Griff. Ungläubig starrte Andrea Mary an. Deren blaue Gesichtsfarbe war eine Nuance dunkler geworden, so, als wäre sie errötet. Hastig griff sie nach ihrer Hand, zerrte sie vom Knauf und presste sie gegen die glatte Fläche am Ende ihres rechten Unterarms. Nach einigen Augenblicken blieb die Hand dort, wo sie hingehörte. Mit gesenktem Kopf eilte Mary den Flur zurück und verschwand um die Ecke herum aus ihrem Blickfeld.

»Oh Mann!« Kathleen starrte zu Andrea hoch. Dann brach sie plötzlich in Kichern aus. Andrea konnte nicht anders, sie musste einfallen. Zu sehen, dass ihre kleine Schwester so gut mit der Situation zurechtkam, war eine große Erleichterung.

Immer noch prustend, betraten die Schwestern Arm in Arm ihr neues Zimmer. Es war nicht sehr groß und wurde von einem Doppelbett dominiert, auf dem ein rot-grün gemusterter Überwurf lag. Irgendwie hatten auch zwei Nachttische, ein Schrank und ein kleiner Tisch mit Stuhl in dem Zimmer Platz gefunden. Als Andrea neugierig eine weitere Tür öffnete, stand sie plötzlich in einer winzigen Kammer. Unter einem angelaufenen Spiegel befand sich ein Becken mit einer Art Pumpenschwengel. Daneben ein niedrigeres Becken mit Holzrand, neben dem ein hölzerner Eimer stand.

»Ich glaube, ich habe die Toilette gefunden«, grinste Andrea.

Neugierig spähte Kathleen unter ihrem Arm hindurch. »Und wie macht man Licht? Ich mag hier nicht im Dunkeln hocken!«

Andrea schaute sich um – einen Lichtschalter gab es offensichtlich nicht. Da erspähte sie an der Wand neben dem Spiegel eine Lampe, die in einer Halterung steckte und deren Docht in einer klaren Flüssigkeit lag. Darunter entdeckte sie zwei poröse,

weiße Steine. »Schau mal, das sieht fast aus wie eine alte Petroleumlampe. Wir fragen nachher, wie man die entzündet.«

Sie traten ins Zimmer zurück und schlängelten sich an den Möbeln vorbei ans Fenster. Es ging zur Rückseite des Gasthauses hinaus. Unter ihnen befand sich ein kleiner Hof und dahinter weite Wiesen, Felder und in der Ferne ein Wald. *Kaum zu glauben, dass wir uns in einer anderen Welt befinden*, dachte Andrea. »Guck, es sieht eigentlich gar nicht anders aus als bei uns.«

Umschlungen standen die Schwestern noch eine Weile am Fenster, bevor sie sich auf den Weg zurück ins Erdgeschoss machten.

Unten war alles ruhig. Sie fanden Eliza Miller im Wohnraum, eifrig in dem großen Topf über der Feuerstelle rührend, aus dem jetzt köstliche Düfte drangen.

»Ach Mädchen, wie schön. Hörst mal, Mary hat mir von ... nun, von dem kleinen Zwischenfall erzählt. Nehmt euch das bitte nicht zu Herzen. Ich weiß, dass hier einiges anders ist, als ihr es kennt, aber ihr werdet euch sicher bald daran gewöhnen.« Sie schenkte den Schwestern ein aufmunterndes Lächeln.

»Sie hat es Ihnen erzählt? Kann sie denn sprechen?«, platzte Kathleen heraus.

»Aber selbstverständlich. Nur ... nun, sie tut es nicht gern vor Fremden. Wisst ihr, ihre Zunge ... Naja, *Zungen*. Sie hat zwei davon, und manchmal neigen sie ebenfalls dazu, nun ja ... herauszufallen. Es gab da mal einen Vorfall mit einem Gast und einer Suppe ... Na, sprechen wir nicht mehr davon!«

Andrea hatte noch tausende Fragen, doch als sie sah, wie energisch Eliza Miller nun wieder in ihrem Topf rührte, wechselte sie lieber das Thema: »Mrs Miller, wir haben oben nirgendwo einen Lichtschalter entdecken können.« Sie erntete einen verständnislosen Blick und versuchte es auf andere Weise: »Wie funktionieren die Lampen?«

»Ach, du meinst die Beleuchtung! Entschuldige, Mädchen, ich muss mich wohl auch noch daran gewöhnen, wie wenig euch hier bekannt ist. – Nun, du hast doch sicher die Zündkreide gesehen. Die schlägst du aufeinander, und schon hast du das schönste Sonnenlicht im Raum!« Sie strahlte Andrea an, dann schien ihr noch etwas einzufallen: »Und nennt mich doch bitte Eliza. Schließlich gehört ihr jetzt praktisch zur Familie.« Ihr Lächeln war so warmherzig, dass Andrea es nur zu gerne erwiderte.

Wenig später saßen die Kinder um einen Tisch im Gastraum zusammen, hinter dessen Tür sie bei ihrer Ankunft das Stimmengemurmel wahrgenommen hatten. Nun war außer ihnen niemand in dem Speisezimmer. Blankgescheuerte, schwere Tische standen dicht an dicht, so dass die einfachen Holzbänke zwischen ihnen kaum Platz fanden.

Der Steinfußboden und die dicken Wände sorgten für angenehme Kühle. Auch hier befand sich eine große Feuerstelle, die jedoch nicht entzündet war.

Andrea erklärte Jack den Gebrauch der Zündkreide, nachdem er leise gemurmelt hatte, irgendetwas bei finsterster Dunkelheit erledigt haben zu müssen und wie froh er sei, keine Schweinerei angestellt zu haben.

Ruth hingegen hatte den Gebrauch der Steine selber entdeckt. Noch immer lag das Tuch um ihre Schultern, ein feines, heiteres Lächeln spielte um ihren Mund. Andrea bewunderte sie für die Gelassenheit, die sie gefunden zu haben schien, seit Gabriel ihnen von dieser anderen Welt und ihren Seelengaben erzählt hatte. Ob ihr Tuch sie auch gerade in diesem Augenblick tröstlich wärmte? Andrea tastete nach der Schneekugel in ihrer Tasche und spürte die glatte Kühle, die ihr plötzlich überhaupt nicht mehr bedrohlich erschien.

In diesem Augenblick betrat Mary mit einem übergroßen Tablett den Raum und lud Schalen, Löffel und eine dampfende Schüssel vor ihnen ab. Dann huschte sie wieder hinaus.

Nun erst registrierte Andrea ihren Hunger, griff beherzt zur Kelle und füllte den anderen auf. Neugierig schob sie den Inhalt des Eintopfs in ihrer Schale hin und her. Es war eindeutig Gemüse, auch, wenn sie einige der Sorten nicht kannte. Doch es roch verführerisch. Den Gedanken an die Socken, die zuvor noch in dem Kochtopf vor sich hin gesiedet hatten beiseiteschiebend, nahm sie einen vorsichtigen Bissen, um die anderen Kinder zu ermuntern. Zum Glück schmeckte das Gericht auch nach Gemüseintopf, so dass sie alle bald erschöpft schweigend löffelten.

Kaum, dass sie geendet hatten, betraten weitere Gäste den Speiseraum. Verstohlen musterten die Kinder sie. Bis auf die Kleidung, die Andrea einfacher erschien als das, was bei ihnen zuhause getragen wurde, wirkten sie vollkommen normal. Erst, als die Kinder sich erhoben, schienen die Neuankömmlinge sie überhaupt wahrzunehmen.

Im Flur stieß sie beinahe mit Eliza zusammen, die offensichtlich gerade nach den Kindern hatte sehen wollen.

»Eliza, können wir uns draußen ein wenig umsehen, oder ist das zu bedenklich? Könnte unsere Kleidung uns verraten?«, fragte Andrea.

Eliza zögerte merklich, nickte dann aber. »Geht nur, ich kann verstehen, dass ihr neugierig seid. Aber bleibt in der Nähe. Das ist sicherer, solange wir noch nichts Neues wissen. Über eure Kleidung braucht ihr euch keine Gedanken zu machen. In den verschiedenen Regionen Alygrias gibt es ganz unterschiedliche Bekleidungsweisen. Ihr wirkt also nicht verrückter als andere Reisende auch.«

Gemeinsam traten die Kinder vor die Tür. Andrea sog die milde Luft ein, die genauso nach Sonne, Blumen und Kräutern schmeckte wie in ihrer Welt. Wie auf ein stummes Kommando wandten sie sich nach rechts, um den Gasthof zu umrunden.

»Ich glaub das alles immer noch nicht. Das ist doch verrückt!«, brach schließlich Jack das Schweigen.

Noch bevor Andrea eine Antwort einfiel, erwiderte Ruth: »Doch, ich schon. Ich glaube es jetzt. Ich denke, wir sind aus einem bestimmten Grund hier und durften deswegen erfahren, dass es mehr gibt, als wir bisher dachten. Ist das nicht irgendwie wundervoll? Ich denke, du solltest diese Wahrheit schnell akzeptieren, Jack, dann wird alles einfacher für dich.«

Jack starrte sie an, errötete dann und zuckte mit den Schultern. Andrea hingegen griff nach Ruths Hand und drückte sie kurz.

In diesem Moment erreichten sie die Rückseite des Gasthauses und betraten neugierig den Hof, den Andrea bereits von ihrem Fenster aus gesehen hatte. Jäh setzte ein Gegacker und Geschnatter ein. Von einem Strohhaufen erhoben sich einige Hühner und Enten, um wild mit den Flügeln schlagend auf die Kinder zuzulaufen. Die Hühner waren recht klein und die Enten von rötlicher Farbe, sonst unterschieden sie sich nicht von irdischem Federvieh.

Erwartungsvoll wandte sich Andrea den Stallungen zu. Doch zu ihrer Enttäuschung waren die Boxen leer. Lediglich im letzten Pferch lagen eine Sau und mehrere Ferkel, die freudig grunzten und quiekten, als Kathleen sich über das Holzgatter beugte.

Da mischte sich ein Quietschen und Klackern unter die Geräusche der aufgeregten Tiere. Die Kinder wandten sich um und fuhren erschrocken zusammen. Um die Ecke des Hauses war ein neues Huhn gebogen. Es hatte die Größe eines mittelgroßen Hundes – und war gänzlich aus Metall. Bei dem Anblick ihres großen Artgenossen stieß das Federvieh aufgeregte Schreie aus, stob auf ihn zu – und reihte sich hinter dem Metallhuhn ein, das angefangen hatte, Kreise um den Hof zu drehen. Plötzlich blieb es stehen, senkte sein Hinterteil – und spie etwas aus, auf das sich die Hühner und Enten begeistert stürzten. Dann wiederholte sich das Ganze. Als das Huhn in ihre Nähe gekommen war, konnte Andrea endlich erkennen, was es da auf den Sand des Hofes fallen ließ: Es waren Körner.

Ungläubig starrten die Kinder sich an – und brachen dann gleichzeitig in Gelächter aus. Einige der Hühner warfen ihnen empörte Blicke zu. Das machte es jedoch nur noch schlimmer, und so lachten die Kinder, bis das künstliche Huhn nach einer letzten fallengelassenen Portion Getreide um die Hofecke bog und das Quietschen verhallte.

»Ich hätte euch wohl vorwarnen sollen. Aber ich hatte völlig aus den Augen verloren, dass schon wieder Fütterungszeit ist.« Eliza Miller lehnte sich aus dem Fenster, das zur Küche gehören musste. »Seid doch so gut, Kinder, und gebt das hier Lyla und ihren Kleinen.« Sie hievte einen Korb auf das Fensterbrett. Er war randvoll mit hartem Brot und Gemüseresten. Während sich die Kinder begeistert daran machten, die fröhlich quiekenden Schweine zu füttern, ging Andrea ein paar Schritte aus dem Hof hinaus und betrachtete die weiten Wiesen und den Wald dahinter.

Nach einem Blick zurück, um sicherzugehen, dass Kathleen immer noch glücklich mit den Ferkeln spielte, wandte sie sich in Richtung des rauschenden Baches. In einer kleinen Mulde ließ sie sich nieder und lehnte sich dankbar gegen das Gras. Sie genoss die Wärme, die milder war als im herbstlichen Schottland der letzten Tage. Irgendwo in der Nähe summte ein spätes Insekt. Das Geräusch mischte sich mit dem stetigen Glucksen des Bachs und lullte Andrea ein. Schließlich gab sie ihren Widerstand auf, schloss die Augen und ließ ihre Gedanken schweifen, zu den Ereignissen der vergangenen Stunden und den ihnen vorangegangenen Geschehnissen.

Plötzlich waren da andere Bilder, Bilder, die sie noch nicht kannte. Eine junge Frau mit straff nach hinten gekämmtem Haar und einem strengen Gesicht in einem blassblauen Kittelkleid, die ein Bündel Kräuter in ihrer Hand wog und dann etwas in ein Buch auf einem altmodischen Pult notierte. »Lucille.« Die junge Frau schaute auf und schien aus ihren Gedanken in die Umgebung um sie herum zurückzukehren, in den kargen Raum mit der hohen Decke, in dem sich mehrere Pulte aneinanderreiheten. In der offenen Tür stand eine Frau, etwas jünger als sie selbst, die ihr sehr ähnlichsah. »Komm. Die Oberin will mit uns sprechen.«

Die Bilder gingen nahtlos in eine andere Szene über. Die beiden jungen Frauen saßen vor einem großen Schreibtisch, hinter dem eine ganz in weiß gekleidete Dame sie forschend musterte. »Wir haben eure Meldung eingehend geprüft und sind zu dem Schluss gekommen, dass es das Richtige ist, euch die Erlaubnis zu erteilen. Ihr habt euch wie niemand sonst für diese Aufgabe qualifiziert, indem ihr eure Ausbildung mit überdurchschnittlichen Ergebnissen absolviert habt. Euer Interesse an der anderen Welt hat euch zusätzlich befähigt. Nicht zuletzt scheint ihr zu dieser Aufgabe berufen zu sein. So dürft ihr morgen bei Sonnenaufgang als Erste die neuen Pforten passieren.« In die Miene der in Weiß gekleideten Frau war bei den letzten Worten ein kaum wahrnehmbarer Schmerz getreten. Doch da verschwand sie wieder, als eine neue Szene in den Vordergrund trat.

Die beiden jungen Frauen standen Hand in Hand vor zwei Bäumen. Es waren Kiefern. Sie waren noch jung, doch ihre schlanken Stämme hatten sich bereits zueinander geneigt, um die Äste unentwirrbar umeinanderzuschlingen. Die Frau mit dem strengen

Gesicht streckte ihre Hand aus und fuhr vorsichtig über die raue Rinde des Baumes vor ihr. Da löste sich eine Träne aus ihrem Auge und rollte lautlos ihre Wange hinab. »Komm.« Die jüngere Frau drückte sachte ihre Hand. Gemeinsam drehten sie sich um – und sahen hinüber zum Haus am Ende der Welt.

Wieder wurden die Bilder von Neuen überdeckt. Ein Raum, in dessen Enge zu viele Menschen tanzten, sich aneinander vorbeischieben und lachten. Da löste sich aus der Menge das Gesicht der Frau, die zuvor »Lucille« genannt worden war. Sie schien kaum merklich älter geworden zu sein. Das Haar war nicht mehr so streng zurückgekämmt und sie lachte, lachte gemeinsam mit einem Mann, der den Arm um sie gelegt hatte und sich wild mit ihr im Kreis drehte. Doch da fiel ihr Blick auf die jüngere Frau, die in einer Ecke am anderen Ende des Raumes stand und sich nah zu einem jungen Mann hinüberneigte. Augenblicklich erstarb das Lachen auf den Zügen der Tänzerin und sie löste sich jäh aus den Armen ihres Begleiters.

Plötzlich war sie nicht mehr in dem überlauten Raum, sondern in der Küche des Hauses am Ende der Welt. Ihr gegenüber stand die jüngere Frau, die Hände in die Hüften gestemmt, und schrie sie an: »Aber du hast doch auch deinen Henry! Warum machst du da so einen Unterschied?«

»Weil er von hier stammt und nicht aus einem anderen Land! Willst du ihm denn nachfolgen und deine Pflicht vergessen? Zählt das alles gar nicht mehr?« Die Stimme der Älteren hatte einen scharfen, unerbittlichen Ton angenommen. Die jüngere Frau fuhr mit den Händen durch die Luft und schien nach Worten zu suchen. Doch die Antwort war bereits in ihren Augen zu lesen.

Erneut wandelte sich die Szene. Die ältere der Frauen saß mit dem Mann am Esstisch, mit dem sie auf der Feier getanzt hatte. Die Strenge war in ihr Gesicht zurückgekehrt. Schweigend vor sich hinstarrend aß sie ein Abendbrot an dem Tisch, der nur für zwei gedeckt war.

»Anni!« Jemand rüttelte an ihrer Schulter. Verwirrt blinzelte sie in das Sonnenlicht, das plötzlich tiefer vom Himmel auf ihr Gesicht fiel. Da erkannte sie Kathleen, die sich besorgt über sie beugte. »Anni, du bist ja eingeschlafen! Du bist bestimmt erschöpft. Aber jetzt wird es hier zu kühl!«

Noch benommen ließ sich Andrea von ihrer Schwester hochziehen und streckte ihre Glieder. Gemeinsam schlenderten sie zurück zum Hauseingang, während Andrea noch den Bildern aus ihrem Traum nachhing, die so verwirrend klar vor ihrem inneren Auge standen.

Im Haus fanden sie Jack und Ruth im Wohnraum. Jack lümmelte auf dem Sofa und ließ irgendein Ding immer wieder von einem Arm auf den anderen krabbeln. Als

Andrea genauer hinsah, erkannte sie einen überdimensionalen Käfer und schnappte nach Luft. Jack grinste. »Keine Panik, der ist nicht echt.«

»Nein, das ist wieder so ein Ding, das der Lausbube nur erfunden hat, um mich zu erschrecken. Davon haben wir gleich mehrere im Haus. Anfangs habe ich jedes Mal geschrien, wenn ich sie unter einem Bett oder in einer Besenkammer gefunden habe. Aber jetzt finde ich sie nicht mehr schlimm. Ich befestige Wischlappen an jedem ihrer Beine und lasse sie durchs Haus krabbeln. Das hilft zumindest ein wenig beim Putzen.« Eliza war um die Ecke gebogen und stemmte die Hände in die Hüften. »Genauso wie dieses Ungetüm von Huhn. Eines Morgens geh ich in den Hof, um die Hühner zu füttern, und da sitzt dieses Monstrum mitten unter ihnen. Dann kommt es auf mich zu – ich denke, jetzt will es mich angreifen und schwinge schon die Mistgabel – da hockt es sich plötzlich hin und legt ein buntes Ei! Und dann noch eins und noch eins! Bunte Eier! Wer hat denn so etwas schon einmal gesehen?!« Sie stieß ein empörtes Schnauben aus. »Ich hab ihm natürlich eine gehörige Standpauke gehalten. Da kam er dann auf die Idee, das Getreide da reinzutun und nun füttert dieses Ding zweimal täglich die Hühner und Enten. Sein Glück, sonst hätte ich ihm die Ohren so langgezogen, dass er für immer ausgesehen hätte wie ein Esel!«

Den Rest des Tages verbrachten sie damit, die Regale zu durchstöbern und die kleinen seltsamen Gerätschaften zu bestaunen, die doch alle einen nützlichen Zweck zu erfüllen schienen. Zwischendurch prüfte jedes der Kinder seine Seelengabe, in der Hoffnung, einen Hinweis darauf zu erhalten, wie es nun mit ihnen weitergehen sollte. Doch die Gaben schwiegen.

Gegen Abend gesellte sich Andrea zu Eliza und Mary in die Küche, um bei den Vorbereitungen fürs Abendbrot zu helfen. Es überraschte sie kaum, dass die Küche auf den ersten Blick genauso chaotisch erschien wie der Wohnraum. Doch Eliza und Mary bewegten sich mit schlafwandlerischer Sicherheit unter aufgehängten Kräuterbüscheln, um Berge von Töpfen, Türmen von Schalen, Tellern und Bechern herum, um mit eingespielten Handgriffen das Abendessen für eine große Anzahl von Gästen zuzubereiten.

Nachdem Andrea einige Zeit im Weg gestanden hatte, stellte Eliza ihr einen Korb voller bläulicher Rüben hin und wies sie an, sie in das Loch eines hölzernen Kastens zu stecken. Der fing an zu rattern und kurz darauf fielen durch einen Schlitz die fein säuberlich geschälten und geschnittenen Scheiben der Rüben auf einen Teller.

»Das ist ja toll! So etwas in der Art haben wir auch!«

»Ja, das wundert mich nicht«, antwortete Eliza.

Bevor Andrea erstaunt nach dem Warum fragen konnte, summt der Holzkasten mit einem Mal eine Melodie. Aus seinem Boden wuchsen hölzerne Beinchen hervor

und er begann, sich erst sacht zu wiegen, um dann Walzerpirouetten über die Arbeitsfläche zu drehen. Erschrocken war Andrea ein Schritt zurückgesprungen und dabei beinahe mit Eliza zusammengestoßen.

»Ach, dieses dumme Ding!«, schimpfte die nun. »Das tut es nach jeder zehnten Rübe! Dass er aber auch nichts ohne seine Witzchen zum Haushalt beisteuern kann!« Energisch versetzte sie dem Kasten einen Klaps auf den Deckel, woraufhin er wieder in sich zusammensank und so unschuldig dastand wie zuvor.

Bald brachte Mary die fertigen Tablettts in den Speiseraum hinüber. Die Kinder nahmen am Esstisch in der Ecke des Wohnraums Platz, an dem sie mehr für sich wären, wie Eliza meinte. Vor ihnen auf dem Tisch stapelte sich geschnittenes Gemüse auf einer Platte, in einem Korb lagen dicke Scheiben eines körnigen Brots neben einer Schale mit goldener Butter und in einem Krug glänzte dickflüssiger Sirup, den Eliza »Tausendblütensirup« nannte. Er erinnerte Andrea geschmacklich tatsächlich an den Duft einer Wiese voller Wildblumen. Zu ihrer Freude standen neben ihren Tellern Becher voll dampfenden Süßbeetranks. Der süßliche Geschmack und die wohlige Wärme, die sich beim Trinken im ganzen Körper ausbreitete, hatten es ihr angetan.

Beim Essen unterhielt Eliza sie mit kurzweiligen Geschichten über die Arbeit im Gasthof. Andrea fiel auf, dass Eliza es jetzt vermied, über ernste Themen zu sprechen. Es schien ihr, dass ihre Gastgeberin die Kinder zur Ruhe kommen lassen wollte und war dankbar dafür. Trotzdem wollte sie später noch alleine mit Eliza sprechen. Doch schon bevor sie aufgeessen hatte, spürte Andrea eine bleierne Müdigkeit und verschob ihr Vorhaben.

Ich glaube sowieso nicht, dass sie mir heute noch viel erzählen würde. Sie scheint auf die Oberin warten zu wollen, wer auch immer das ist. Andrea tröstete sich mit dem Gedanken, schon am morgigen Tag Antworten zu erhalten.

So lag sie bald neben Kathleen unter einer dicken Daunendecke im Bett. Und obwohl sie geglaubt hatte, lange nicht einschlafen zu können, sank sie schon nach wenigen Momenten in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Die Schwarzen Ächter

Helles Licht blendete hinter ihren geschlossenen Lidern. Sie schlug die Augen auf und brauchte einige Momente, um sich zu erinnern, wo sie sich befand. Irgendetwas hatte sie geweckt.

Kathleen war nirgendwo zu sehen. Noch benommen vom Schlaf schwang sie ihre Beine über die Bettkante und tappte hinüber zum Fenster. Goldener Sonnenschein beschien die Landschaft unter ihr. Sie beugte sich vor, um in den Hof hinabsehen zu können. Da stand ein Mädchen. Von ihrem Blickwinkel aus konnte sie nicht viel mehr erkennen als das leuchtendblonde Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengefasst lustig auf- und abwippte. Das Mädchen nämlich lachte so heftig, dass es sie schüttelte. Der fröhliche Klang erfüllte den Hof und stieg bis zu Andreas Fenster hinauf. Nun wusste sie auch, was sie geweckt hatte.

Neugierig beugte sie sich noch ein Stück vor und sah, dass das Mädchen das Metallhuhn beobachtete, das wieder im Hof seine Runden drehte, gefolgt von der aufgeregten Schar der Hühner und Enten. Die Ausgelassenheit des Mädchens weckte Andreas Lebensgeister und verscheuchte das letzte bisschen Müdigkeit.

»Was grinst du denn so?« Barfuß war Kathleen aus der Badezimmerkammer zu ihr getappt.

»Mensch, Krümel, hast du mich erschreckt! Hast du gut geschlafen?« Andrea zog ihre Schwester in die Arme und gab ihr einen Kuss auf den Scheitel. »Da ist ein Mädchen, das das Monsterhuhn wohl genauso lustig findet wie wir.«

Gemeinsam drehten sie sich zurück zum Fenster. Doch das Mädchen war verschwunden. *Schade*, dachte Andrea. Im Stillen wünschte sie ihm alles Gute und ertappte sich dabei, dass sie das Mädchen um seine Unbekümmertheit beneidete und darum, dass dessen Reise sie sicher nicht an ein unbekanntes Ziel führen würde.

Als sie kurze Zeit später gewaschen und angezogen auf den Flur traten, war die Luft erfüllt von einem warmen Duft. »Mmmh, Frühstückszeit!«, rief Kathleen mit leuchtenden Augen.

Sie gingen den Flur hinab, als Kathleen Andrea plötzlich anstupste. »Schau mal da!«

Andrea folgte ihrem Blick und sah ein großes Krabbeltier über eines der Fenster kriechen. An seinen Beinchen hingen mehrere Stofflappen, so dass das Glas, über das der Käfer lief, poliert im Morgenlicht strahlte. Die Schwestern kicherten. Sie bogen um die Ecke und wären beinahe mit einem Wäschekorb zusammengeprallt. Mary trat mit einem Arm voller Bettwäsche und einem Staubwedel aus einem der Zimmer. Die Schwestern grüßten, worauf sie nur ein stummes Nicken ernteten.

»Hey! Ich hatte doch noch gar nicht ausgeschlafen! Und die klaut mir einfach das Bettzeug unterm Hintern weg!« Hinter Mary stapfte Jack aus dem Zimmer und starrte nun wütend den Rücken der Bediensteten an, die ungerührt die Laken im Wäschekorb verstaute. Er war ungekämmt und hatte sein Hemd falsch zugeknöpft.

»Naja, es ist sowieso Frühstückszeit!« Andrea schnappte ihn am Ärmel und zog ihn mit sich, um zu verhindern, dass Mary am Ende doch die Beherrschung verlieren und ihm mehrere Zungen rausstrecken könnte.

Unten angekommen zögerten sie kurz vor der Tür zum Speisezimmer, hinter der sie Stimmen und Geschirrklopfen hören konnten. Da ging die gegenüberliegende Tür auf und Eliza streckte den Kopf in den Flur. »Guten Morgen! Kommt hier herein. Ich möchte euch jemandem vorstellen.«

Ruth saß bereits am Esstisch und frühstückte. An der Feuerstelle stand eine hochgewachsene Gestalt, die sich bei ihrem Eintreten umwandte. Es war eine Frau. Sie war in ein bodenlanges, weißes Gewand gehüllt, selbst ihr Haar war unter einem weißen Tuch verborgen. Ihre schlanke Gestalt und aufrechte Haltung erinnerten Andrea an einen Baum, der unerschütterlich gen Himmel wächst. Das Alter der Frau konnte sie nicht bestimmen. In dem zeitlosen Gesicht mit gerader Nase und hohen Wangenknochen waren die braunen Augen das Beeindruckendste. Weisheit, Klarheit und Ruhe sprachen aus ihnen. Aufmerksam verweilte ihr Blick nacheinander auf jedem der Neuankömmlinge. Als er auf Andrea fiel, fühlte sie sich plötzlich, als würde er bis ins Innerste ihrer Seele vordringen und ihr ganzes Sein offenlegen.

In diesem Moment schob sich eine Erinnerung vor Andreas geistiges Auge. Eine ganz in weiß gekleidete Frau, die zwei jüngeren Frauen gegenüber an einem Schreibtisch saß und sie genauso aufmerksam anblickte. Beunruhigung erfasste Andrea.

Doch da begann die Frau zu sprechen, mit einer festen Stimme, bei deren Klang sogar die Flammen im Kamin leiser zu züngeln schienen: »Willkommen in Alygria, Jack, Kathleen und Andrea. Ich freue mich, eure Bekanntschaft zu machen, wenn auch die Umstände glücklicher sein könnten. Ich bin Agatha, Oberin der Weißen Abtei.«

»Sie sind die ganze Nacht gereist, um heute so früh wie möglich bei uns zu sein. Aber nun setzt euch erst mal an den Tisch und frühstückt, ihr müsst gestärkt sein für

unsere Besprechung«, meinte Eliza und schob die drei an der weißgekleideten Dame vorbei zum Esstisch.

»Wir warten auch noch auf Sonya«, fügte die Frau hinzu, die sich als Oberin Agatha vorgestellt hatte.

»Entschuldigen Sie, wer ist Sonya?«, fragte Andrea, immer noch aufgewühlt.

»Mein Patenkind«, erklärte Eliza.

»Und eine meiner Schülerinnen. Sie hat mich begleitet«, ergänzte die Oberin und wandte sich an Eliza. »Ich kann nur hoffen, dass sie den Weg bald zu uns findet.«

Eliza wiegte den Kopf. »Nun, wir kennen sie ja, sie ist –«

In diesem Moment wurde die Tür aufgestoßen und eine Gestalt stolperte über die Schwelle. »So eine Hühnerkacke! Diese blöden Hängegewänder sind aber auch einfach zu lang!«, schimpfte sie ungehalten.

Andrea erkannte das strahlend blonde Haar sofort wieder. Es war das Mädchen vom Hof, dessen fröhliches Gelächter sie geweckt hatte.

»Das ist Sonya«, bemerkte Eliza nur.

Die Oberin sagte nichts, aber ihr Blick war an den grünlich-schwarzen Flecken hängengeblieben, die den blassblauen Stoff der Tunika des Mädchens zierten. Als das Mädchen sie bemerkte, begann sie, verstohlen an ihnen herumzureiben, machte es damit aber nur noch schlimmer. »Ups. Wirklich Hühnerkacke«, meinte Andrea sie leise murmeln zu hören. Lauter sagte sie: »Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte. Aber ich musste noch zu Finnian. Er braucht besondere Zuwendung nach der langen Reise.«

»Ja, und die Äpfel, die ich eigentlich den Gästen in den Herzebrei habe schneiden wollen, wie mir scheint«, bemerkte Eliza und stemmte abwartend die Hände in die Hüften.

»Ach so, die waren für die Gäste? Aber Tante Eliza, die waren doch schon total schrumpelig! Die hättest du ihnen doch niemals vorsetzen können!« Unschuldig lächelte das Mädchen namens Sonya Eliza Miller an.

Der Anblick verschlug Andrea den Atem. Auf Sonyas Wangen waren die gleichen tiefen Grübchen erschienen, die auch bei jedem Lächeln um ihre eigenen Mundwinkel tanzten. Sie musste sich zwingen, das Mädchen nicht anzustarren und begann, in ihrem Herzebrei zu rühren, obwohl sie nicht den leisesten Hunger mehr verspürte. Nicht nur die Oberin erinnerte sie an ihren Traum des vergangenen Tages, auch das Gewand, das Sonya trug, ähnelte stark denen, welche die zwei jungen Frauen in ihm getragen hatten.

Sie hörte Eliza abermals schnaufen, diesmal klang es aber mehr wie ein unterdrücktes Glucksen. »Wie dem auch sei. Ich hole euch jetzt allen einen ordentlichen Süßbee-

tetrank und dann können wir beginnen. Ich habe Mary gesagt, dass wir nicht gestört werden wollen.«

»Danke, Eliza«, erwiderte Agatha. Sie setzte sich an den Tisch und bedeutete Sonya, es ihr gleichzutun. Die Oberin wirkte mit ihrer weißen Robe und dem anmutigen, strengen Äußeren in dem unaufgeräumten Wohnraum seltsam fehl am Platze.

Andreas Blick fiel auf Sonya. Die schien dasselbe zu denken. Mit hochgezogenen Augenbrauen warf sie Oberin Agatha einen kurzen Blick zu und wandte ihn dann rasch ab, worauf er sich mit Andreas traf. Auf Sonyas Züge trat ein breites Strahlen, das von ihrem ganzen Gesicht Besitz ergriff. Die großen, blaugrünen Augen schienen zu tanzen und ihre Stupsnase kräuselte sich, während auf ihren Wangen wieder die tiefen Grübchen erschienen. Andrea wusste es im selben Augenblick: Sie hatte sich diesem Mädchen auf den ersten Blick verbunden gefühlt und spürte die seltsame Gewissheit, dies für immer zu tun. Sie lächelte zurück. Sonyas Blick wanderte nun ihrerseits zu den Grübchen um Andreas Mund und sie riss erstaunt die Augen auf.

In diesem Moment stapfte Eliza mit einem großen Tablett beladen aus der Küchenecke und stellte laut klappernd große, dampfende Becher vor jedem von ihnen ab. Andrea fiel auf, dass auch Oberin Agathas Blick auf ihr ruhte. Verwirrt schlug sie die Augen nieder.

Doch da räusperte sich die Oberin kaum vernehmlich und ergriff das Wort: »Danke, Eliza. Setz dich doch bitte zu uns. Wenn ihr euch nun ausreichend gestärkt habt, können wir beginnen. Zunächst einmal wissen wir alle um die große Verwirrung, die ihr spürt. Euer bisheriges Wissen um die Welt, wie ihr sie kanntet, ist zutiefst erschüttert worden. Nun wisst ihr, dass es neben ihr noch Alygria gibt – und wisst doch immer noch so wenig.«

Ihr Blick wanderte ruhig von einem zum anderen. Andrea las nun auch Sanftheit in ihm, was seltsam tröstlich war.

»Doch unsere Welt ist mindestens genauso alt wie die eure. Einiges hier mag euch vertraut vorkommen, auch wir selbst. Doch wir sind Alygrier. Viele von uns sind euch in Erscheinung und Wesen ähnlich, doch werdet ihr hier auch Gestalten begegnen, die euch gänzlich fremd anmuten werden. Unsere Geschichte ist eine andere als die der Menschheit. Und wir sind aus bestimmten Gründen in unserer Welt, so wie ihr, die Menschen, in eurer. Der Zweck aber ist derselbe. Wir alle existieren in unseren Welten, um Aufgaben zu erfüllen, um zu lernen und uns weiterzuentwickeln. Jedes Wesen, in welcher Gestalt auch immer, beschreitet dabei seinen eigenen, nur für ihn bestimmten Weg zur Vollendung. Wir alle sollen die Macht des Guten kennenlernen, sie lieben und schließlich Teil von ihr werden.«

Die simplen Worte hallten in der Stille um den Esstisch nach. Sie kamen Andrea seltsam vertraut vor, als hätte sie sie in anderer Form bereits gehört. Sie hatte das Gefühl, hier etwas Grundlegendes zu erfahren, den Schlüssel zu allen Fragen der letzten Zeit, gleichsam aber auch zu anderen, älteren Fragen, die ihr gesamtes Leben betrafen.

»Doch in beiden Welten haben wir die Möglichkeit, den richtigen Pfad zu verlassen«, riss Agathas Stimme Andrea aus ihren Gedanken. »Es gibt Menschen und Alygrier, die keinen Sinn und keine Ohren haben für den Grund ihres Daseins. Sie sind abgelenkt, konzentriert auf Fragen, die ihnen wichtiger erscheinen oder auf Dinge, die sie als den Mittelpunkt ihres Lebens erachten. Daneben aber gibt es in unseren beiden Welten auch jene, die sich bewusst gegen das Gute stellen. Sie wissen um die Macht des Guten, doch auch um ihren Gegensatz. Und so haben sie bewusst die andere Seite und ihre Verlockungen gewählt. Die Macht des Bösen.«

Agatha schwieg einen Moment und blickte wieder sinnend von einem zum anderen, wie um die Wirkung ihrer Worte zu prüfen. Sie hatte die ungeteilte Aufmerksamkeit. Selbst Jack schien jedes Wort der Oberin gebannt aufzunehmen.

»Doch seit jeher hat es in beiden Welten auch Solche gegeben, die ihr Leben in den Dienst des Guten gestellt haben. Als Hüter, Bewahrer – oder auch als Kämpfer. Und genauso lange hat es auch immer wieder die Reisenden gegeben. Sie sind für bestimmte Zwecke, im Dienste der Macht des Guten, zwischen unseren Welten gewandert. Meist waren es Alygrier, die in eure Welt kamen, um Weisungen zu erfüllen. Unsere Welten sind trotz aller äußerlichen Ähnlichkeiten sehr verschieden, wie ich bereits sagte. Die Macht des Guten ist auf der Erde seit einiger Zeit stärker bedroht und zurückgedrängt als bei uns. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Sie liegen teilweise in der Ursprungsgeschichte eurer Welt und der Menschheit. Daneben ist die Erde aber auch sehr viel größer und damit unterschiedlicheren Einflüssen unterlegen als Alygria. Immer wieder ist es Alygriern deswegen erlaubt worden, in eure Welt zu reisen, um die Macht des Guten an entscheidenden Stellen zu stärken und bestimmten Menschen in die Erinnerung zurückzurufen. Dabei waren es nicht immer solche Ausgesandte, deren Äußeres euch Menschen gleicht.«

Andrea bemerkte zum ersten Mal die Andeutung eines feinen Lächelns um Agathas Mundwinkel spielen. »Daher rühren viele eurer Märchen und Legenden von fabelhaften Erscheinungen und Wesen.«

»Etwa auch Geister?«, wurde sie plötzlich unterbrochen. Jack hatte sich gespannt vorgelehnt.

Agathas Blick ruhte einige Momente sehr aufmerksam auf dem Jungen, bevor sie leise seufzte. »Nein, Geister sind anderen Ursprungs. Sie entstammen eurer Welt. Es sind Seelen, die sich zu stark an sie gebunden haben und sie nicht loslassen wollen. So

befinden sie sich in einer Zwischenwelt, bis sie erkennen, dass ihr Glück nicht mehr auf Erden liegt. Doch das ist ein schwieriger Prozess. Und leider sind Seelen in diesem Zustand besonders anfällig für die Macht des Bösen.« Sie nickte Jack kurz zu. Es war eindeutig, dass sie nicht vorhatte, noch mehr zu dem Thema zu sagen.

»Wie erwähnt«, nahm sie stattdessen den alten Erzählfaden wieder auf, »gab es seit Anbeginn Reisende zwischen beiden Welten. Sie wanderten durch Verbindungen, die sogenannten Pforten oder Portale. Ihr habt sie bereits kennengelernt. Viel seltener aber, als Alygrier zur Erde reisten, kamen Menschen zu uns. Auch hierfür sind die Gründe vielfältig und wurzeln tief. Denn während in Alygria jeder von der Existenz der Erde und der Menschheit weiß, ist es andersherum nicht so bestimmt worden. Gemessen an der unschätzbaren Zahl der Menschen, die die Erde bis heute bevölkert hat, hat nur eine vergleichsweise geringe Auswahl je zu Lebzeiten von Alygria und der Verbindung beider Welten erfahren. Und dabei hat es sich stets um Menschen gehandelt, die für das Schicksal beider Welten von großer Bedeutung waren.«

Andrea, Kathleen, Ruth und Jack tauschten verunsicherte Blicke. Sie entgingen Oberin Agatha nicht.

»Ja, ihr fragt euch zu Recht, ob es sich in eurem Fall ebenso verhält. Nun ...« Sie stockte, verschränkte die langen, weißen Finger ineinander und seufzte wiederum leise, fast resigniert. »Die Wahrheit ist, dass wir es noch nicht sagen können. Solche Begebenheiten, mit denen wir es seit einiger Zeit zu tun haben, sind für uns alle etwas noch nicht Dagewesenes. Der vorläufige Höhepunkt ist, dass ihr durch die Pforten gekommen seid. So etwas hat es schon lange nicht mehr gegeben.«

Eliza murmelte einige zustimmende Worte.

»Dürfte ich eure Seelengaben sehen?«, fragte Agatha.

Aus dem Augenwinkel bemerkte Andrea, wie Kathleen sich ihr fragend zuwandte. Sie nickte kaum merklich und griff in die Tasche ihrer Kapuzenjacke. Vorsichtig setzte sie die Schneekugel in die Mitte des Tisches, Kathleen ihre Muschel daneben. Ruth hatte ihr Tuch wieder um die Schultern getragen und legte es nun ebenfalls vor sich ab. Jack schien einen Moment unentschlossen zu sein. Er schaute erst zu Andrea und platzierte dann seinen Stein auf dem Tisch, so nah an der Kante, dass er ihn jederzeit mit einer raschen Bewegung wieder aufnehmen konnte.

Oberin Agatha schien das nicht zu entgehen. Andrea fiel auf, wie ihr Blick wieder sinnend auf Jack lag und dann zu dem Stein vor ihm wanderte. Sie schien völlig in sich versunken zu sein, während sie ihn einen langen Moment betrachtete. Ebenso besah sie sich nacheinander Ruths, Kathleens und schließlich Andreas Seelengaben.

»Ja«, hauchte sie dann und schien aus ihren Gedanken in die Gegenwart des Wohnraums zurückzukehren, »ganz unzweifelhaft seid ihr gesegnet worden. Dies sind die ersten Seelengaben, die Menschen seit der Spanne vieler Jahre erhalten haben.«

»Aber wieso wir?«, fragte Ruth leise.

»Weil ihr ihr seid. Eure Wesenszüge, eure Stärken, aber auch eure Schwächen sind entscheidend für diese Aufgabe. Hier zu sein ist euch bestimmt. Die Seelengaben sind Zeichen dieses besonderen Segens. Gleichzeitig werden sie euren Charakter, vor allem eure Talente, stärken, je länger ihr sie bei euch tragt. Seelengaben sind zudem schon immer die einzige Befähigung für Menschen gewesen, durch die Pforten zu gehen. Sie dienen jedoch einzig ihren Trägern, so dass es sinnlos ist, wenn jemand anders sie für seine Zwecke nutzen möchte.«

»Aber haben denn alle Alygrier Seelengaben? Weil sie ja oft zu uns rüberkommen ...«, fragte Kathleen schüchtern.

Agatha lächelte ihr leise zu. »Nein. Es kann auch nicht jeder Alygrier jederzeit zur Erde reisen. Sie erhalten dazu Weisungen. Der Durchgang ist ihnen dann für einen bestimmten Zeitpunkt gewährt, ebenso ihre Rückkehr. Sie erhalten dazu keine Seelengaben, weil ... nun, da sie zum einen anderer Natur sind als Menschen. Die Ausgesandten – so nennen wir diese Alygrier – sind mit Aufgaben betraut, für deren Erfüllung sie bereits befähigt sind. Gleichzeitig aber sind Seelengaben, wie ich bereits andeutete, ein besonders kostbarer Segen. Sie wurden zu aller Zeit nur gespendet, wenn bestimmten Menschen eine besondere Rolle zugedacht war. Die Seelengaben haben ihnen geholfen, den Ansturm des neuen Wissens um beide Welten nicht nur anzunehmen, sondern auch, ihr Herz nach und nach wieder für das Wesentliche zu öffnen und den ihnen gestellten Aufgaben zu folgen.«

»Aber ... Was ist denn unsere Aufgabe?«, fragte Andrea.

»Das kann ich euch noch nicht abschließend beantworten«, erwiderte die Oberin. »Doch ich werde euch nun alles erzählen, was wir soweit wissen, ahnen und in Erfahrung bringen konnten.

Seit einiger Zeit regt sich die Macht des Bösen besonders. Sie war zu keiner Zeit verschwunden. In eurer Welt hat sie sich stets in unterschiedlichsten Maskeraden gezeigt. Ihre Kraft ist dort sehr ausgeprägt, genauso aber auch die Macht des Guten. So tobt auf Erden ein Kampf, in den wir immer wieder Ausgesandte geschickt haben. In Alygria hat es solch einen Kampf noch nie gegeben. Bis jetzt.« Agathas Gesicht umwölkte sich für einen Moment, bevor der Ausdruck von Ruhe darauf zurückkehrte. »Seit einiger Zeit jedoch tritt das Böse auch bei uns offen zutage. Es hat hier eine Anhängerschaft gefunden, die sich selbst ›Die Verkünder‹ nennt. Sie werden auch ›Die Schwarze Bruderschaft‹ genannt. Wir nennen sie die ›Schwarzen Ächter‹. Sie haben sich erst

langsam formiert und ihre Versprechen geschickt und heimlich an entlegenen Orten Alygrias verbreitet, verbunden mit Lügen über ihre Absichten. Sie geben sich den Anschein der Rechtschaffenheit und vergiften so die Herzen ihrer Zuhörer, so dass ihre Anhängerschaft bereits gewachsen ist. Sie haben einen Ort gegründet, von dem aus sie ihren Bekehrungen nun nachgehen und der nur schwer zugänglich ist. Die Schwarze Abtei. Nun sind sie zu erkennen an ihren dunklen Kutten und den Insignien, die ihnen von der Macht des Bösen verliehen wurden. Diese Zeichen erscheinen in Form blitzförmiger Kristalle.«

Andrea sog scharf die Luft ein. Alle Augen richteten sich auf sie.

»Du hast sie bereits gesehen, Andrea?« Agathas Worte waren weniger Frage als Feststellung.

Stumm nickte Andrea.

»Nun«, fuhr die Oberin fort, den Blick unverwandt auf Andrea gerichtet, wodurch diese sich plötzlich seltsam beruhigt fühlte, »verbunden mit ihren falschen Aussagen sind die Kristalle der Grund dafür, warum diese Anhänger des Bösen von unwissenden Alygriern auch ›Träger des Lichts‹ genannt werden.«

Eliza gab ein entrüstetes Schnauben von sich. Ein leicht tadelnder Blick der Oberin traf sie und sie zuckte entschuldigend die Schultern. »Herrschaftszeiten, wer hätte denn gedacht, dass so etwas bei uns möglich wäre!«

»Und warum ist es das? Wenn es doch bisher nicht vorkam, weil die Alygrier nicht so anfällig sind für das Böse wie die Menschen?«, fragte Ruth.

»Das ist eine kluge Frage. Die Antwort hast du dir bereits gegeben, Ruth. Dadurch, dass das Böse in der Geschichte Alygrias noch nie zuvor die Möglichkeit hatte, so stark aufzutreten, sind viele Alygrier vor seiner List und Tücke nicht gefeit, da sie es nicht in jeder Erscheinung kennen.«

»Sie sind also naiv«, unterbrach Jack die Oberin.

»Naiv ist ein Wort, das bei euch mit viel Negativem behaftet ist.« Agatha schien nicht im Mindesten verärgert zu sein. »Es ist eher ein Segen, dass die Alygrier im langen Lauf ihrer Geschichte nicht gezwungen waren, Misstrauen oder Abwehr gegenüber ihrer Umwelt und anderen Alygriern zu entwickeln. Leider ist es auf Erden anders bestellt. Da stimmst du mir doch zu?«

Gespannt blickte Andrea zu Jack, der nach einigen Augenblicken die Achseln zuckte und etwas murmelte.

»Ja, sehr richtig«, bemerkte Agatha, obwohl es Andrea unmöglich erschienen war, aus Jacks Genuschel ein verständliches Wort herauszuhören. »Du bist sehr klug, Jack.« Die Aussage klang weder spöttisch noch ironisch, sondern schlicht und aufrich-

tig. Jack blickte Agatha einen Moment perplex an und schlug dann die Augen nieder, um eingehend den Nagel seines kleinen Fingers zu betrachten.

»Bei den ersten Gerüchten um diese Bedrohung haben wir Schützer ausgesandt, um ihnen nachzugehen«, fuhr Agatha in ihrem Bericht fort. »Sie sind den Anhängern der Schwarzen Macht und ihren hiesigen Absichten schnell auf die Spur gekommen und konnten mancherorts Schlimmeres verhindern. Es ist den Schützern gelungen, vielen Alygiern, die den Schwarzen Ächtern geglaubt haben, deren Lügen aufzuzeigen. Doch an die Schwarze Abtei kommen wir nicht heran. Sie ist zu stark gesichert. Stattdessen versuchen wir zu erkunden, wie weit das Netzwerk der Schwarzen Bruderschaft reicht – in beiden Welten.«

Diese letzten Worte hingen bedeutungsschwer im Raum.

Vor Andreas geistigem Auge blitzten Bilder auf – Orion, wie er von den Kapuzengestalten angegriffen wurde, Albert, der neben einer grünen Laterne im Stroh lag und schließlich Wilkins und ein blitzförmiger Kristall unter Lucilles Geschirrkommode.

»Wieso in beiden Welten?«, unterbrach Kathleen die Stille.

»Ich dachte, die Portale würden nur für bestimmte Alygrier geöffnet? Wieso sollten diese Schwarzen Ankünder, oder wie die heißen, dann auch in unsere Welt kommen können?«, schloss sich Jack an.

Wieder seufzte Oberin Agatha leise. »Leider ist ihnen das möglich, ohne unsere Pforten nutzen zu müssen. Wir haben herausgefunden, dass es ihnen gelungen ist, eigene Portale in eure Welt zu öffnen. Es sind nur wenige, denn der Preis, unerlaubte Pforten zwischen den Welten aufzureißen, ist hoch. Es zieht die Seele weiter ins Dunkel, als sie ohnehin für dieses Vorhaben bereits gegangen ist und kann tödlich enden.«

Kathleen schmiegte sich schauernd an Andrea und diese nahm ihre kleine Schwester fest in den Arm.

»Zumindest eines dieser Portale muss unbemerkt bereits vor langer Zeit geschaffen worden sein. Sie wurden dort errichtet, wo die Sphäre zwischen den Welten besonders dünn ist. Ihre Lage wird aber auch gewählt worden sein, um den Absichten der Schwarzen Ächter bestmöglich zu dienen. Wir haben Schützer in alle Regionen Alygrias ausgesandt, um diese Pforten aufzuspüren und sie wieder zu versiegeln.«

»Entschuldigung, was sind denn diese Schützer?«, warf Ruth mit leiser Stimme ein.

Ein seltenes Lächeln Agathas traf sie. »Nein, ich muss mich entschuldigen. Ich habe vergessen, dass ihr mit vielem hier noch nicht vertraut seid. Unsere Schützer sind das, was bei euch wohl ...«, Agatha zog die feinen Augenbrauen für einen Augenblick zusammen, als versuchte sie, sich auf das richtige Wort zu besinnen, »eure Soldaten

oder auch Agenten sind. Sie sind mit den nötigen Begabungen gesegnet und sorgfältig geschult, um Gefahren für Alygria zu erkennen und zu begegnen.«

»Aha! Und warum stellt ihr dann nicht einfach eine Armee von denen auf und greift diese Schwarze Festung an?« Jacks Augen funkelten spöttisch.

Eliza stellte laut klirrend ihren Becher auf den Tisch. Sie sah aus, als wollte sie Jack eine ordentliche Standpauke halten. Doch eine leichte Berührung Agathas hielt sie zurück und sie klappte den Mund wieder zu.

»Aus verschiedenen Gründen, Jack. Der wichtigste ist aber, dass wir nicht töten.«

Ungläubig starrte Jack die Oberin an. Schließlich schnappte er nach Luft. »Ja, aber ... Wie ... Wann genau ... Also, wie wollt ihr dann überhaupt etwas erreichen?«

Agatha musterte Jack intensiv, aber nicht unfreundlich. »Die Grundlagen unser beider Welten sind dieselben, Jack. Sie sind nach einer logischen Ordnung geschaffen worden. Wäre diese auf der Erde immer eingehalten worden, gäbe es viele gravierende Probleme nicht. Doch die Menschen sind in vielem von ihr abgewichen und haben bald eigene Gesetze und vermeintlich einfache Lösungen gefunden, um miteinander umzugehen. Dies hat aber langfristig das Gegenteil bewirkt: noch mehr Leid, Not und Kummer. Was meinst du?«

Jack starrte einige Momente vor sich hin und ruckte schließlich mit dem Kopf, als versuchte er, ein verlegenes Nicken zu unterdrücken.

Agatha räusperte sich leise. Andrea hatte den Verdacht, dass ihr weniger etwas im Hals saß, sondern sie damit vielmehr von Jack und seiner Verlegenheit ablenken wollte.

»Es ist nicht einfach für unsere Schützer, die Schwarzen Portale ausfindig zu machen. Eines davon aber haben wir versiegeln können. Ihr habt es alle gesehen: den Feenhügel bei Lucilles Haus. Die Lage des Portals verheißt allerdings Schlechtes. Es wird mit der Absicht in der Nähe unserer Pforten errichtet worden sein, Lucille zu schaden, was ja auch geschehen ist. Zugleich bedeutet es, dass die Feen sich mit der falschen Seite eingelassen haben. Wieder.«

»Es gibt also wirklich Feen?«, hauchte Ruth mit weit aufgerissenen Augen.

»Ja, leider«, bemerkte Eliza und erntete einen tadelnden Blick Agathas. Sie rang die Hände. »Nun, ist doch wahr. Sie sorgen immer nur für Ärger. Sie konnten sich vor langer Zeit schon nicht entscheiden, ob sie auf der Seite des Guten oder des Bösen stehen. Dabei befand sich ihr Volk in einer privilegierten Lage und hätte sich rasch zur Vollendung weiterentwickeln können. Doch so sind sie auf die Erde geschickt worden, um zu lernen und um die Möglichkeit zu haben, Gutes zu tun. Aber sie sind wankelmütig und haben sich wohl nun zu finsternen Zwecken benutzen lassen. Wäre ja nicht das erste Mal.«

»Sind sie bestraft worden?«, fragte Ruth.

Eliza hob die Schultern. »Als unsere Schützer dort ankamen, hatten die Feen den Hügel bereits verlassen. Vielleicht hatten sie das schon getan, nachdem sie ihn den Ächtern zur Verfügung gestellt haben. So sind sie – sie spielen nie eine aktive Rolle im Plan des Bösen, stellen sich ihm aber auch nicht entgegen und haben der dunklen Seite so schon oft geholfen.«

»Aber können wir denn diese neuen Pforten nicht auch benutzen? Das würde unsere Seite doch sicher stärken, noch mehr Portale zu haben?«, warf Jack ein.

»Nein. Sie zu durchschreiten würde bedeuten, die Macht des Bösen zu nutzen. Etwas, das unter keinen Umständen je getan werden darf. Deswegen haben sie auch keine Hüter. Es würde den Schwarzen Ächtern nur nützen, würden wir ihre Portale durchschreiten wollen. Und es würde gegen die Weisungen der Guten Macht verstoßen«, erklärte Agatha. »Sie alle zu finden, zu versiegeln und die Schaffung neuer Pforten zu verhindern ist eine unserer dringendsten Aufgaben. Denn eines ist klar: Die Schwarzen Ächter sinnen nach Macht in beiden Welten. Sie haben begonnen, Alygrier, die mit wichtigen Aufgaben zur Erde gereist sind, zu verfolgen und zu verschleppen. So versuchen sie, unseren Einfluss in eurer umkämpften Welt zu schwächen, um ihre Wege zu bereiten. Sobald wir aber von dem Erscheinen der Schwarzen Ächter erfahren hatten, schickten wir nicht nur noch mehr Ausgesandte zu euch, sondern auch weitere Schützer. Denn auch solche haben seit jeher wichtige Aufgaben in eurer Welt erfüllt.«

Andrea runzelte konzentriert die Stirn. »Die Ausgesandten und die Schützer, die zu uns geschickt werden – leben sie manchmal unerkannt lange Zeit bei uns?«

In Agathas Augen las sie Antworten auf Fragen, die sie nicht zu stellen wagte. »Ja, Andrea. Viele von ihnen treten unerkannt als Menschen auf, da sie aussehen wie ihr. Andere gleichen den Tieren eurer Schöpfung. Und einige wirken im Verborgenen oder aber haben eine andere Gestalt angenommen.«

»Das geht?!«, platzte es aus Jack heraus.

Agatha nickte. »Ja, unter gewissen Umständen. Wenn nur sie für eine bestimmte Aufgabe in Frage kommen und die neue Gestalt es ihnen ermöglicht, den geeignetsten Platz dafür einzunehmen.«

»Wir haben gehofft, dass es so schwerer für die Ächter würde, sie aufzuspüren und zu entführen. Aber leider haben wir uns in einigen Fällen getäuscht, wie es scheint.« Elizas Stimme brach und sie wischte sich verstohlen mit einem Geschirrhandtuch über die Augen.

Sonya beugte sich vor, warf dabei einen Krug mit Milch um und griff nach Elizas Hand. Eliza lächelte dankbar, während sie geistesabwesend beobachtete, wie Sonyas und ihr Ärmel die Milch von der Tischplatte aufsogen.

»Aber was passiert mit den Entführten? Können die Ächter sie mit den Blitzkristallen verletzen?«, fragte Kathleen mit belegter Stimme.

»Sie schwächen sie zumindest, da es ihren Absichten besser nützt. Mit den Kristallen paralisieren, lähmen sie ihre Opfer – um mit ihnen durch ihre verbotenen Portale nach Alygria zurückzukehren. In einigen Fällen ist es unseren Schützern gelungen, die Entführten zu retten und sie zur Weißen Abtei zu bringen, wo sie gesund gepflegt werden. Gelingt es unseren Schützern nicht, die Ächter vor dem Erreichen der Schwarzen Abtei zu stellen, verschanzen sie sich dort mit ihren Gefangenen«, antwortete Agatha.

»Und dann?«, hauchte Kathleen.

»Dann beginnt dort ihre eigentliche Arbeit: die Umerziehung.«

Das Wort legte sich wie eine dunkle Wolke um den Esstisch und die atemlos lauschenden Zuhörer.